Ac
44124

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-781153-p0001-4

Burgsch idrsen

Denkwürdigkeiten

aus der

sächsischen Geschichte,

der

vaterländischen Jugend

gewidmet

von

K. A. Engelhardt.

Vierter Band,
mit einem Kupfer.

Ac 44124

Leipzig,
in der Sommerschen Buchhandlung
1799.

Ac 44124
I. 21/585-806-1952

Historische Gemälde

der

Jugend gewidmet

von

K. A. Engelhardt.

Vierter Band,
mit einem Kupfer.

Leipzig,
in der Sommerschen Buchhandlung
1799.

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes
Geschieden
2219595-805-1952
25 Kg

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-781153-p0007-8

Vorerinnerung.

Dürftig und nicht selten auch unsicher sind die Geschichtsquellen jener Zeiten, aus welchen ich diese historischen Darstellungen entlehnte. Daß ich sie kannte und benutzte, wird der Geschichtsforscher wohl nicht verkennen, aber eben deshalb auch viele neue Ansichten und Aufklärungen über dieses und jenes Faktum nicht fordern, weil

jene dürftigen Quellen zu sparsam Gelegenheit dazu geben. Die wenigen neuen Züge zur Geschichte Eckards und Ludwigs des Eisernen, welche bisher vielleicht noch nie benutzt worden sind, fand ich in den, von dem Grafen von Beust bekannt gemachten Manuskripten *).

Der Abstecher über die Erziehung des Adels im Mittelalter (S. 102—113) dürfte vielleicht manchem zu weitläufig scheinen, da die ganze Darstellung von

*) S. dessen Beiträge zur sächsischen Geschichte, besonders des Sächs. Adels. Altenb. bey Richter 1791 u. histor. u. statist. Aufsätze über die Sächs. Lande, ebend. 1797.

Heinrich von Eilenburg kaum noch einmal so viel Raum einnimmt. Allein mir kömmt er noch dürftig vor und ich hätte gern, selbst zu meinem eignen Unterricht, mehr geben mögen, wenn ich nur, des mühsamsten Suchens ohngeachtet, mehr darüber hätte finden können. Uebrigens giebt Lambert von Aschaffenburg, der einzige, welcher Heinrichs abentheuerliche Flucht erzählt, nicht den geringsten Umstand mehr an, als man von S. 93 bis 122 findet und so glaubte ich denn, eine Darstellung der Erziehung des Adels im Mittelalter, welche gewis in dieser, der vaterländischen Jugend gewidmeten, Schrift gelegentlich nöthig war, nie schicklicher einschalten zu

können, als eben da, wo ich Heinrichs abentheuerliche Flucht noch etwas besser dadurch bestätigen konnte. —

Daß dieser vierte Theil um ein ganzes halbes Jahr später erscheint, als er erscheinen sollte, ist einzig die Schuld der Verlagshandlung. Das Manuscript ist seit Ostern schon aus meinen Händen *).

Der fünfte Band erscheint zur Ostermesse 1799.

Der Verfasser.

*) Ueberhäufte Druckarbeiten machten es unmöglich, diesen Band früher zu liefern.

Die Verlagshandlung.

Hermanfried,

König der Thüringer,

verliert Reich und Leben durch den Stolz
seiner Amelberge.

Hochmuth kömmt vor dem Fall — Ein historisches Gemälde, zu welchem das graue Alterthum vor dreizehn Jahrhunderten Züge und Farben giebt, mag Euch die Wahrheit jenes alten Sprüchleins bestätigen. Ein stolzes Weib, nicht zufrieden mit dem großen Theil eines mächtigen Königreiches, reizt ihren Gemahl, es ganz zu erobern. Brudermord und blutige Schlachten sind die Mittel — und das Ende ist — ein ermordeter König, eine flüchtige Königinn — ein zerstörtes und unterjochtes Reich — Seht da die Hauptzüge des Gemäldes, welches ich Euch jezt darstellen will.

Chlodowich der Erste, König der Franken, hatte im Jahr 486 den römischen Machthaber, Syagrius, der zu Soissons wohnte, überfallen, geschlagen, und der römischen Herrschaft in Franken

dadurch vollends den Garaus gespielt. Die Thüringer *), ein mächtiger Völkerstamm und Nachbar der Franken nach Morgen

*) Ein besonderer Völkerstamm der Westgothen, welche im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt die jetzige Moldau, Wallachei und wahrscheinlich auch Podolien inne hatten, waren die Theuringer, von welchen sich ohne Zweifel die Thüringer herschreiben. Als die Hunnen aus Asien in Europa einbrachen und dadurch die bekannten großen Völkerwanderungen veranlaßten, fielen sie auch die Theuringer an. Im Anfange des fünften Jahrhunderts zogen die Westgothen immer weiter nach dem westlichen Theil von Europa und setzten sich endlich in Spanien und Frankreich fest. Seitdem nennen die Geschichtschreiber einen mächtigen teutschen Völkerstamm, der an die Burgunder, Franken, Bojoacier oder Bayern, Schwaben, Sachsen und slavischen Wenden gränzte, Toringer, die zwar wohl das heutige Thüringen mit in Besitz hatten, das aber nur ein ganz kleiner Theil ihres großen Reichs war. Es wurde nämlich in Ost- West, Süd- und Nordthüringen getheilt; die Gegenden über der Unstrut nach der Elbe zu bis Magdeburg hießen Nordthüringen; die des heutigen Hessens, Westthüringen, Süd-Thüringen begriff so ziemlich das heutige Thüringen und Ostthüringen das Osterland (s. Th. I. 7.). Die alten Toringer waren rohe, ungeschlachte Menschen, die nur vom Raub lebten, in Wäldern herumschwärmten, ihre Gefangnen opferten, und unter heiligen Eichen ihre Götter anbeteten; übrigens aber offenherzig, und ohne Falsch, keusch, kernfest und auf die Dauer, wozu

zu, meinten nun ohne Zweifel, daß die Franken ihre bisherigen Wohnsitze am rechten Ufer des Rheins verlassen und weiter nach Gallien ziehen würden, und machten also ernstlich Anstalt, diese Gegenden zu beziehen. Allein der große Chlodowich kam ihnen zuvor. Im Jahr 489 fiel er mit mächtigen Heerhaufen über sie her, trieb sie zurück, verwüstete ihr Land mit Feuer und Schwerdt. Die Thüringer, welche auf Vergrößerung dachten, mußten nun selbst dem großen Chlodowich Tribut zahlen und konnten noch froh seyn, daß er ihnen einen König lies.

Basinus, König der Thüringer, als Chlodowich den Tribut auflegte, hinterlies drei Söhne, Baderich, Berthar oder Werther, und Hermanfried,

denn ihre Lebensart besonders viel beitrug. Sie aßen Pferdefleisch, Krähen, Dohlen und Störche, kleideten sich meist in Pelze, befestigten die Sohlen an ihren Schuhen mit Nägeln, ließen ihre Kopfhaare rückwärts wachsen und trugen entsetzlich lange Bärte. Sie hatten Könige, theilten sich in Freie und Leibeigene; und viele von den ersteren legten nach und nach bald durch glänzende Thaten den Grund zu dem heutigen Adel.

die sich in das große Reich theilten. Hermanfried bekam unser heutiges Thüringen, und in dieser Rücksicht gehört das, was ich eben von ihm und seiner stolzen Hausfrau erzählen will, in den Plan dieser, Euch, junge Bürger des Vaterlandes! gewidmeten Schrift.

Mit scheelen Augen sahen die Thüringer die Franken, sich immer mehr ausbreiten und, wer stand ihnen dafür, daß sie nicht über kurz oder lang von ihren mächtigen Nachbarn verschlungen würden? Diesen nun einen mächtigen Damm entgegen zu setzen, war Hermanfrieds und seiner Thüringer, wie auch aller Westgothen, eifrigster Wunsch und die Mittel, ihn auszuführen, sollten Vermählungen seyn. Dietrich, König der Ostgothen, hatte in Italien mit Feuer und Schwerdt ein mächtiges Reich gegründet und zu Ravenna seine Residenz aufgeschlagen. Dieser schien denn Hermanfrieden der Mann zu seyn, dessen Freundschaft ihm Ehre, Kraft und Nachdruck geben könnte. Zum Glück hatte Dietrich zwei Mädchen zu vergeben, eine Tochter und eine Nichte — Die erstere,

Theudihusa, erhielt Alarich der Kleine, König der Westgothen. Hermanfried bekam (im J. 500) die Nichte, Amelberge, die Tochter Trasimunds, Königs der Vandalen in Afrika — Ob beide liebenswürdig waren? und ob sie die Eigenschaften guter Hausfrauen hatten? davon schweigt die Geschichte, vermuthlich, weil Hermanfried und Alarich nicht dieses, sondern nur des mächtigen Dietrichs Arm in Anschlag brachten, als sie um Tochter und Nichte sich bewarben.

Herr Dietrich scheint sich auf sein Jawort nicht wenig zu Gute gethan zu haben; denn er begleitete seine vandalische Nichte mit einem Handbrieflein *), das

*) Das aber nicht er selbst, sondern wahrscheinlich sein Staatssekretär Cassiodorus schrieb. Denn König Dietrich konnte selbst nicht schreiben und hielt auch dergleichen Kenntnisse für sehr überflüssig — ja er sah es sogar ungern, wenn die kriegerischen Gothen ihre Kinder in die Schule schicken wollten, weil er meinte, daß Leute, die sich in der Jugend vor der Peitsche gefürchtet hätten, nie Spießen und Schwerdtern mit Kühnheit entgegen gehen könnten. Dietrichs Enkel, Athalarich, erhielt einst als Kind von seiner Mutter Amalasvinthe eine Ohrfeige, die er

wahrhaftig in einem Tone geschrieben ist, als ob Amelberge ein Muster aller Frauen gewesen und Hermanfried durch sie zum glücklichsten Sterblichen gemacht worden wäre. — Mit welchem Empfehlungsschreiben mochte er nicht erst die Tochter ausstatten; Schade, daß uns sein Staatssekretär Cassiodorus nur das für die Nichte aufbewahrt hat. Hier ist es, urtheilt selbst.

An Hermanfrieden, König der Thüringer — Dietrich, König!

„Durch die Bande der Verwandtschaft will ich mit Dir mich verbinden — Siehe! darum gebe ich Dir, im Namen Gottes, meine Nichte, ein Pfand, das meinem Herzen sehr nahe ist. Zwar bist Du selbst schon aus königlichem Stamme entsprossen, allein noch mehr Glanz sollen Dir meine kaiser-

durch Ungezogenheiten verdient hatte. Der kleine Athalarich flennte und klagte den Leuten im Vorzimmer seine Noth. Das nahmen die Ostgothen so übel, daß sie der Königin derbe Vorstellungen über eine solche Erziehung machen ließen, welche ihrem jungen Könige nichts als Furchtsamkeit einflößen würde.

lichen Ahnen geben *). Du erhältst hier in Amelbergen eine wahre Zierde Deines Hofes, eine Stütze Deines Geschlechts, eine treue Rathgeberin und mit einem Worte, eine Frau, die Dir auf alle Art Dein Leben versüßen, mit Dir zugleich regieren und Dein Volk bilden wird. Glückliches Thüringen, das an ihr eine Königinn bekömmt, welche in Italien erzogen ward, in den Wissenschaften hoch erfahren und nach den besten Sitten gebildet ist, eine Königinn, die nicht blos durch hohe Geburt, sondern auch durch ächte weibliche Würde sich auszeichnet. — So erhaben auch Dein Land schon durch seine Triumphe seyn mag, so wird es doch eben so viel Glanz noch durch das kluge Benehmen der Amelberge erhalten. Die gerüsteten, silberweißen Pferde, ein, dem Werth des Kleinods, das Du erhältst, angemessenes und nach unsrer Völkersitte nothwendiges Geschenk, habe ich von Deinen Gesandten er-

*) Warum Dietrich so stolz auf seine kaiserlichen Ahnen pochte, weiß man bis jezt noch nicht; denn er war eigentlich kein Kaisersohn, sondern vom Kaiser Zeno nur an Kindesstatt angenommen.

halten und bleibe Dir dafür in Gnaden gewogen. Brust und Schenkel dieser Thiere sind fleischig und voll, wie sich's gebührt, die Hüften schlank, der Unterleib eingezogen, ihr Kopf, ihre Geschwindigkeit, kurz ihr ganzes Wesen gleicht dem Hirsche — sie sind voll Kraft und doch sehr zahm, groß und doch schnellfüßig, ihre Gestalt hat etwas sehr Angenehmes, ihr Gang ist bequem, denn sie schreiten sehr leicht und ermüden den Reiter nicht durch übertriebnes Jagen; man ruht mehr auf ihnen, als daß man müde wird — sie wissen ihren Schritt immer so zu mäßigen, daß sie schnell laufen und es doch auch lange aushalten. Aber diese kostbaren, diese auserlesenen Thiere und alles, was Du mir nur Schönes geschickt hast, ist, wie Du selbst gestehen wirst, nichts gegen die Amelberge, welche Deine königliche Würde erhöht. Auch ich hatte Dir Geschenke bestimmt, wie mein Rang sie fordert, doch wenn ich Dir eine so hochwichtige Frau gebe, so wüßte ich nicht, was ich Besseres noch beifügen könnte. Der Himmel segne Deine Verbindung und die Neigung, welche uns verei-

nigt, sei auch für unsre Nachkommen noch dauernd.“

Daß Dietrich Hermanfrieds Pferde nicht minder rühmt, als seine Amelberge, und bald die Prinzessin, bald die Pferde, dann wieder die Prinzessin lobt — wird Euch, junge Freunde! ein spöttisches Lächeln abzwingen. Allein wisset, daß man damals noch nicht mit künstlichen Wendungen im Briefstil umzuspringen wußte, — daß man schrieb, wie es einem ums Herz war — und daß schöne Pferde damals königlichen und ritterlichen Herzen oft so nahe lagen, als Prinzessinnen — Auch dürft Ihr Euch nicht wundern, daß der Bräutigam eine Gabe sendete, da, nach unsern jetzigen Sitten, nur die Braut immer eine mitbringen soll — In jenen Zeiten war es gerade umgekehrt. Der Mann schickte seinem Herzgespiel gewöhnlich ein Paar tüchtige Stücke Rindvieh, ein Roß mit Sattel und Zeug, einen Schild, ein kleines Schwerdt und einen Degen. Wenn die Geschenke übergeben wurden, untersuchten die Aeltern der Braut alles genau. Ochsen und Pferd mußten

ohne Fehl seyn, wenn der Freier nicht eine abschlägliche Antwort haben wollte. So sonderbar auch diese Sitte scheint, so ehrwürdig wird sie durch die allegorische Deutung, die man ihr unterlegte; „das teutsche Weib sei des teutschen Mannes würdig, in Gesinnungen und That; es theile Gefahr im Kriege und Freude und Leid mit ihm im Frieden.“ Dies sollten die Ochsen, das Pferd und die Waffen anzeigen — heilige und ehrwürdige Deutung. Das Mädchen brachte ihrem Bräutigam gewöhnlich nur einige Waffen mit, welche man Faderfe oder Vatersgabe nannte. Bei Königen und Fürsten mochte diese Sitte wohl einige Abänderung leiden, wie man aus Dietrichs Briefe sieht, wo nur von gerüsteten silberweissen Pferden die Rede ist.

Wie Hermanfried den Brief aufgenommen? ob er auch das Gewicht desselben erkannt und bewährt gefunden habe? davon schweigt die Geschichte — Hermanfried hatte seinen Wunsch erreicht, sich den König der Ostgothen zum Freunde zu

machen, übrigens mochten Brief und Prinzessinn seyn, wie sie wollten.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme — dies Sprüchlein scheint sich auch an der Prinzessinn bestätigt zu haben. Frau Amelberge benahm sich ganz mit alle dem Stolz, den ihr jener Brief, der Glanz ihres Hauses und am wahrscheinlichsten das Beispiel Dietrichs, eingeflößt hatten. Aus vandalischem Blute entsprossen und Nichte eines Ostgothen, dem ganz Italien zu Gebote stand, fand sie es viel zu kleinlich, daß Hermanfried nur einen Theil Thüringens beherrschte — Ganz mußte er es besitzen, wenn er ihrer werth seyn sollte — Vermuthlich lag sie Hermanfrieden immer deshalb in den Ohren und vermuthlich hatte dieser immer dafür keine Ohren, weil er doch seine Brüder nicht vom Thron stoßen konnte — Frau Amelberge kümmerte sich indeß viel um Bruderpflicht — Was that sie? —

Die Tafel ließ sie nur halb decken — ein kleines, aber kräftiges Mittel — Hermanfried kömmt mit Frau

Amelberge sich zu sättigen — er sieht den halbgedeckten Tisch und natürlich fällt sogleich die Frage: was dies bedeuten solle? — „Die Tafel desjenigen, der der Hälfte seines Reichs beraubt ist, darf nur halb besetzt seyn, entgegnete Amelberge, gewiß mit einem Ton und einer Miene, die beide mehr würkten, als wenn sie sich Tage lang mit ihm über das getheilte Thüringen herumgekiffen hätte. Und dabei „thet Frauw Ammelbergen jren Herrn felschlich berichten," als strebten seine Brüder ihm nach der Krone.

Brudermord — war das erste, was Hermanfrieds Seele durchkreuzte — Berthar fiel bald als das erste Opfer weiblichen Stolzes. Baderich rüstete sich, vermuthlich, weil er das Loos merkte, welches ihm sein Bruder gezogen hatte, und Hermanfried fiel nun auf einen neuen Schurkenstreich, der aber ihm und dem thüringischen Reiche ein Ende machte.

Eine Nation, deren Macht er selbst fürchtete, und welche zu dämmen, er die

Freundschaft des Königs der Ostgothen gewünscht hatte, die Franken, welche schon längst gern die Thüringer überfallen hätten, bat er jetzt um Hülfe gegen seinen Bruder. Heimlich sandte er Vertraute an Dietrich den Ersten, König der Franken *), der zu Metz seinen Sitz hatte, und ließ ihm die Hälfte von Baderichs Reich anbieten, wenn er ihm mit seinen Heerhaufen beistehen wollte. Nach den Grundsätzen der reinen Moral sollte nun Dietrich freilich nicht die Hand bieten, einen schuldlosen Bruder und König zu stürzen. Allein diese wurde natürlich vor dreizehn Jahrhunderten von einem Frankenkönige nicht in Anschlag gebracht, wenn es darauf ankam, ein Stück Landes zu gewinnen.

Dietrich fand die Kampfbedingungen gut, zog nach Thüringen mit seinen Legionen, vereinigte sich mit Hermanfried, und — der arme Baderich erlag bald unter dem Rechte des Stär-

*) Das fränkische Reich war nach Chlodowichs Tode unter seine vier Söhne getheilt worden. Des ältesten, Dietrichs, Theil lag den Thüringern am nächsten.

kern, — sein Heer wich — er selbst wurde getödtet.

Dietrich zog wieder in sein Land, und verlangte nun den bedungenen Lohn für den Feldzug — aber vergebens — dem Manne, der einer stolzen Hausehre zu Gefallen einen zwiefachen Brudermord begeht, ist es ein Kleines, an einem Bundsgenossen wortbrüchig zu werden. Hermanfried theilte nicht mit Dietrich das Reich seines erschlagenen Bruders.

Wie Dietrichen das wurmen mochte, läßt sich denken. Voll Grimm und Verdruß verband er sich mit seinem jüngern Bruder, Chlotar dem Ersten, und versprach ihm ein tüchtiges Stück von Hermanfrieds Reiche. Leset die Rede, welche Dietrich, ehe er ins Feld zog, an seine Krieger hielt, und merket darin auf das schändliche Verfahren der Thüringer, aus welchem man es sich recht gut erklären kann, warum sie bei den Franken nicht in dem besten Kredit standen, und von diesen immer bekriegt wurden. „Beherzigt, ich bitte Euch, so sprach der König der Franken, nicht nur das Unrecht, das mir wiederfahren ist,

sondern auch die Beleidigungen, die Eure Vorfahren ertragen haben. Seid eingedenk der häufigen Einfälle, womit die Thüringer unsre Väter heimsuchten — der Drangsale, welche sie ihnen zufügten. Zwar gaben sie ihnen Geiseln und meinten dadurch den Frieden zu erhalten, allein umsonst — ja die Geiseln wurden sogar auf mancherlei Art von den Thüringern zu Tode gequält. Auch unterließen diese nicht ihre Plackereien, nahmen Haab und Gut unsern Vorältern, hiengen die Knaben bei den Hüften an die Bäume, und mordeten jämmerlich über zweihundert Mädchen. Ja sie banden sogar einige an verschiedene Pferdeköpfe und rissen sie, indem sie die Pferde mit der größten Geschwindigkeit nach verschiedenen Wegen antrieben, aus einander. Andere befestigten sie mit Pfählen quer über die Fahrwege, und ließen Lastwagen über sie fahren, daß ihnen alle Gebeine zerbrachen. Dann gab man ihre Leichname den Hunden und Vögeln zur Speise. Diese alten Sünden vermehrt jetzt Hermanfried dadurch, daß er seine, mir geleisteten, Versprechungen nicht hält, und

doch scheinen will, als sei er ein Mann von Treue und Glauben — Seht da unsere gerechte Sache. — So laßt uns denn unter Gottes Beistand auf die Feinde losgehen."

Diese männliche Rede grif stark an die Herzen der Franken. Der Feldzug begann. Dietrich traf mit seinen Heerschaaren die Thüringer zuerst in der Pflege Merstem (im heutigen Calenbergischen) und schlug sie sogleich wacker in die Flucht, bis zum Flus Ovacera bei Arhe*) — Da waren nun die Thüringer gar tief in Nöthen, und suchten durch List ihre Feinde zu stürzen. Löcher gruben sie und bedeckten sie mit Rasen, damit die fränkischen Reiter hineinstürzen sollten, und — das geschah auch. — Allein der eigentliche Zweck wurde doch verfehlt. Die Franken erschracken zwar nicht wenig, als so einer nach dem andern stürzte, und die Unordnung in ihrem Heerhaufen wurde fast groß. Aber bald ermannten sie sich wieder, wichen den Gruben aus und erneuerten den Kampf desto grimmiger — Hermanfried floh

*) Vermuthlich in Niedersachsen; ganz genau läßt sich die Gegend nicht angeben.

abermals — sein Heer ihm nach bis an die Unstrut, und, hätte diese die Fliehenden nicht aufgehalten, wer weis wie weit? und wohin? sie noch gelaufen wären. —

Hier wurde also Halt gemacht und der Kampf bei Runiberg oder Ronneberg, wahrscheinlich bei Leubingen nicht weit von Weissensee*) an der Unstrut, erneuert. Die Franken hieben schrecklich in die Thüringer ein; drei Tage dauerte das Blutbad. Der größte Theil derselben wurde in den Fluß gejagt und die Unstrut war so mit ermordeten Thüringern gefüllt, daß sie eine wahre Leichenbrücke abgab, über welche die Franken nach dem jenseitigen Ufer setzten**). Aber auch

*) Die sämmtlichen Berge bei Weissensee führen den allgemeinen Namen Runiberg und auch das Schloß zu Weissensee soll sonst Runiberg geheißen haben. Andere setzen den Kampfplatz in die Gegend des Schlosses Bitzenburg an der Unstrut, wo man vor einiger Zeit in mehreren Aeckern viele Menschenknochen, Spiese, Panzer, kurze Messer, Schilde und andre Waffen fand.

**) „Dar bleven so vele Doden, de in de Unstrot liggen bleven, dat sick dat Water de Unstrot darupge stauweten.“ So heißts in einer alten sächsischen Chronik — (s. Abels Samml. alter Chroniken, S. 47).

die Franken büßten viele tausend ihrer Waffenbrüder ein, wie Ihr bald von einem fränkischen General selbst hören werdet; denn die Thüringer verkauften ihr Blut gewis sehr theuer. Der eben so ungerechte, als unglückliche Hermanfried konnte sich mit genauer Noth in die feste Burg Scheidingen, an der Unstrut, flüchten.

Nun war die Frage, ob Dietrich ihn auch da angreifen oder mit seinen Heerschaaren wieder nach Hause ziehen sollte? Man hielt Kriegsrath. Ein Geschichtschreiber des eilften Jahrhunderts *) führt nun hier einige Generale Dietrichs redend ein — ich berichte Euch davon, was ich finde — stehe aber nicht dafür, ob in Dietrichs Kriegsrath gerade so gesprochen wurde. Die Meinungen mögen wohl dieselben seyn, welche die weisen Minister des Frankenkönigs äußerten, aber die Worte gehören ohne Zweifel dem Geschichtschreiber.

„Ich meine," sagte Walderich, vermuthlich einer der Vornehmsten im Kriegs-

*) Wittekind, Vorsteher der Stiftsschule in Corvey, der im eilften Jahrhunderte lebte, und Jahrbücher schrieb, die von 449 bis 937 reichen.

rath, „daß wir die Männer begraben, welche fielen im Kampfe für Recht; daß wir unsre verwundeten Brüder den Wundärzten übergeben und mit dem größten Theil unsers Heeres nach Hause ziehn. Viele Tausende haben wir verloren, und so fehlt es uns denn an Kraft, den Krieg mit Vortheil zu verfolgen. Wie willst Du nach einem so großen Verlust vieler tapfern Männer siegen, wenn zahllose Feinde gegen uns aufstehen?“ —

So der weise Walderich — Ganz anders redete ein Minister, dem Dietrich immer bei allen Gelegenheiten sein besonderes Zutrauen geschenkt und dessen Klugheit und Treue er erprobt hatte.

„In Ehrensachen,“ sprach er, „muß man jene Standhaftigkeit zeigen, die unsre Vorfahren, wenn sie einmal etwas unternahmen, selten oder nie verloren; und was sind alle unsere Mühseligkeiten, wenn wir sie mit denen unsrer Väter vergleichen, die mit kleinen Heeren mächtige Nationen besiegten? Jetzt ist das Land unser. Ziehen wir fort, so geben wir den Ueberwundnen

selbst die Waffen in die Hände, uns zu besiegen. Gern würde ich selbst Vaterland und Freunde wieder sehen, wenn ich nur wüßte, daß auch der Feind indes die Hände in den Schoos legte. Für unsere Verwundeten mag Ruhe wohl nöthig seyn. Aber für Männer voll Muth und Kraft ist der Krieg nicht Last, sondern Wollust. Gewis haben wir viele wackere Waffenbrüder verloren — nur wenige unserer Feinde sind entkommen; selbst ihr Anführer verkriecht sich hinter Mauern, wie ein kleines Thierchen in seinem Schlupfloche und untersteht sich kaum den Himmel anzusehen — so fürchtet er uns. Aber er hat noch Geld, womit sich leicht fremde Nationen zur Hülfe erkaufen lassen — er hat noch Krieger, wenn sie auch matt sind — dies alles wird sich, indes wir daheim sind, sehr leicht wieder herstellen lassen. Schimpf und Schande gebühret dem Sieger, der dem Besiegten Gelegenheit zum Siege giebt. Können wir in alle Oerter Besatzungen legen? und werden wir diese Oerter nicht alle verlieren, wenn wir erst heim- und dann wieder herziehen wollen?“ —

Diese Rede voll Kühnheit und Geist fand Dietrich eben so schön als wahr, und alle seine Krieger stimmten dafür, im Felde zu bleiben. Die Thüringer vollends zu vertilgen, war nun Dietrichs herzlichstes Begehr, nur lies sich dies schneller denken, als thun, denn die Thüringer waren handfeste Männer, die man nicht wie Pilze umhauen konnte.

Das wußte Dietrich gar wohl, und darum sprach er auch Männer um Hülfe an, die zahlreich, mächtig und allzeit fertig zu Kampf und Streit waren. Die Sachsen*) sollten ihm helfen und als Kampf-

*) Die Geschichte findet die Sachsen zuerst als Einwohner der sonst sogenannten cimbrischen Halbinsel, des heutigen Schleswigs und Jütlands und in den Gegenden von Hollstein, Dittmarsen und Stomarn. Ackerbau und häuslicher Fleis war ihre Sache nicht, Jagd, Raub und Krieg galt ihnen über alles. Im zweiten Jahrhunderte nach Christi Geburt findet man sie schon als Räuber und Krieger zu Wasser und zu Lande und die Römer mußten sehr vor ihnen auf der Hut seyn, besonders in dem heutigen Britannien, das sie immer mit Streifzügen heimsuchten. Im fünften Jahrhundert setzten sie sich sogar ganz in Britannien fest, breiteten sich dann weiter an der Schelde und am Rhein aus und waren stets gefährliche Nachbarn für die Franken.

lohn das eroberte Land auf ewige Zeiten erhalten.

Dazu sprachen denn die handfesten Sachsen recht herzlich gern ihr kräftiges Ja, denn wo es etwas zu kämpfen und für sich zu erobern gab, da waren sie gleich bei der Hand. Neuntausend derselben, angeführt von ihrem Fürsten Bernwald, Herrn zu Ballenstedt und Ascanien, und noch acht sächsischen Fürsten, eilten den Franken zu Hülfe, alles Männer voll Kraft und Muth. Als sie ankamen, zogen die neun Feldherren, jeder mit einer Leibwache von hundert Sachsen, ins fränkische Lager und grüßten Dietrichen mit freundlichen Worten. Der übrige Heerhaufe wurde außer dem Lager vertheilt. Traulich gab Herr Dietrich seine Rechte den Feldherren, welche ihm die ihrige entgegen reichten und horchte auf ihre Rede. „Uns schickt die Nation der Sachsen, Dir ergeben und Deinen Befehlen gehorsam. — Da sind wir denn nun, bereit zu thun alles, was Dein Wille heischt, bereit Deine Feinde zu schlagen, oder, wenn das Schicksal es will, für Dich zu sterben; denn Du

weißt ja wohl, daß Sieg oder Tod die Loosung der Sachsen ist, und daß sie ihre Freunde nicht besser ehren zu können glauben, als wenn sie für sie sterben — und wir wünschen, daß Du selbst diese Erfahrung an uns machen mögest.“

Die Franken bewunderten die erhabne Rede der Sachsen, aber noch mehr erschracken sie vor dem fürchterlichen Aufzug derselben. Ja einige äußerten sogar, wie im prophetischen Geiste, die Bedenklichkeit, „daß man so viel gewapnete Männer wohl nicht nöthig gehabt habe; daß diese immer wilder und zügelloser werden würden und daß sie einst sicher das Reich der Franken zerstören könnten, wenn man ihnen jetzt Thüringen lasse.“

Die Franken kommen Euch hier wohl gar ein wenig zaghaft vor? allein das Ansehen ihrer guten Freunde war auch in der That so, daß es einer Nation, die schon etwas verfeinert war, wie die Fränkische, wohl gräslich vorkommen mußte. Denkt Euch einmal 9000 große und starke Kerls, mit kurzen Mänteln und langen Haaren, die wild und unordentlich bis an das Degenheft herab-

hiengen, gewafnet, mit mächtig hohen Lanzen, großen Messern, die sie an der Seite hängen hatten, und mit kleinen Schilden, auf die sie sich stützten — dies das Bild der Sachsen. Dietrichen selbst mochte wohl nicht zum besten bei ihrem Anblicke zu Muthe seyn; indeß hatte er sie einmal rufen lassen, ihre Hülfe that Noth, der Vortheil im Augenblick lies ihn nicht Rechnungen für die Zukunft entwerfen. So mußten sie ihm denn unter freiem Himmel den Eid der Treue ablegen und sich zur Einnahme von Scheidingen rüsten.

Wie mochte Hermanfrieden in seiner Burg die Aussicht gefallen, als die Sachsen auf einer Wiese bei der Unstrut, der Burg gegen Mittag, ihr Lager aufschlugen? — Kaum dämmerte der Morgen, da wurde die Veste gestürmt und in Brand gesteckt. — Hermanfried stürzte mit den Seinigen heraus, ein fürchterlicher Kampf begann, die Thüringer fochten wacker für Vaterland, Weib und Kind und Leben — die Sachsen eben so wacker, Ehre und Land zu erobern. Kein Theil wich, bis der Tag sich neigte und den Kämpfenden Ruhe gebot.

Die Sachsen hatten über 6000 verloren. Die Zahl der getödteten und verwundeten Thüringer ist nicht bekannt.

In der Stille der Mitternacht hatte Hermanfried Zeit, Betrachtungen anzustellen, ob er sich gegen die Sachsen und Franken werde halten können oder nicht. Endlich blieb es bei dem letzteren.

Da beschied er denn am folgenden Tage seinen vertrauten Minister Iring oder Irung an den König der Franken, alle seine Schätze als Pfand der Unterwürfigkeit zu überreichen und Gnade und Schutz seines Lebens zu bitten, von dem mächtigen Dietrich.

Iring richtete seine Botschaft getreu aus und mit so rührenden Worten, daß Dietrich, der ohnedem „die große Schnappe, die er allbereit erlitten hatte“ nicht gut verwinden konnte, ganz gelinde Saiten gegen den König der Thüringer aufzog.

Allein daran waren nicht sowohl Irings Thränen und bewegliche Reden, als vielmehr die Geschenke Schuld, mit welchen er Dietrichs Rathgeber bestochen hatte. Diese flüsterten ihm gar fein in die Ohren,

daß es der königlichen Milde angemessener sei, dem Blutvergießen ein Ende zu machen und einen König, der ohnedem schon so geschlagen wäre, daß er nichts mehr unternehmen könne, zu Gnaden anzunehmen — überhaupt wäre ja den Sachsen nicht viel zu trauen — und die Franken hätten von einem so rohen und unbändigen Volke gewiß nichts Gutes für die Zukunft zu hoffen, wenn sie Thüringen bekommen und dadurch Nachbarn der Franken werden sollten."

Dies wirkte. Dietrich versprach, dem Thüringer König nicht nur das Leben zu schenken, sondern sich auch mit ihm heimlich zu vergleichen. Heimlich — denn die Sachsen durften nichts davon wissen, weil sie sonst ohne Zweifel ein kräftiges Wort dagegen gesprochen haben würden.

Sogleich fertigte nun Iring einen Eilboten an seinen Herrn, mit dieser frölichen Zeitung, und blieb absichtlich die Nacht über bei Dietrichen im Lager, damit ihn ja nicht etwa Jemand eines andern überreden könnte.

Vermuthlich wußte Dietrich die Sachsen zu einem Waffenstillstand zu bereden, um indes desto sicherer mit Hermanfried unterhandeln zu können, denn sonst möchten jene wohl gleich mit anbrechendem Tage die Thüringer wieder angegriffen haben. Die Sachsen waren indes gutes Muths, warteten begierig auf den Wink zur Erneuerung der Fehde, ohne zu wissen, daß man heimlich am Frieden arbeitete, ja sogar Pläne zu ihrem Untergange schmiedete — und sie wären diesmal sicher verloren gewesen, wenn nicht ein Zufall ihnen die Decke von den Augen genommen hätte. Das gieng so zu.

Ein Thüringer, Wito, zog mit einem Habicht auf die Reiherbeitze an den Ufern der Unstrut. Sein Habicht nähert sich dem jenseitigen Ufer und wird von einem Sachsen gefangen. Das schmerzt den Thüringer, einen Vogel zu verlieren, den er mit vieler Mühe zur Reiherbeitze abgerichtet hatte, er bittet — der Sachse verweigert ihn — er bittet dringender — vergebens — den Vogel kannst du nicht einbüssen, mag er denken — und da fällt ihm denn

ein, daß es besser sei, lieber Fürst und Vaterland zu verrathen, als den Habicht zu verlieren. „Giebst Du mir den Vogel wieder, ruft er dem hartnäckigen Sachsen zu, so will ich zum Dank Dir ein Geheimnis entdecken, das Dir und Deinen Landsleuten viel Gewinn bringen wird.“ Damit ist der Sachse zufrieden. Der Thüringer verräth nun die ganze Unterhandlung Hermanfrieds und Dietrichs, und entdeckt noch obendrein, daß die Thüringer und Franken im Schilde führten, die Sachsen morgenden Tages zu überrumpeln und nieder zu metzeln.

„Spas oder Ernst?“ fragt der Sachse mit Verwunderung, und der Thüringer entgegnet: „Die zweite Stunde des kommenden Tages wird Euch lehren, daß Ihr nicht zu spaßen habet, und daß Ihr am besten thut, wenn Ihr Euer Heil im Fliehen suchet.“

Nun lieferte der Sachse den Habicht aus und berichtete die neue und seltne Mähr seinen Brüdern. Diese erschracken fast sehr; denn eine solche Treulosigkeit konnte ihnen auch im Traume nicht einfallen — ja die

Männer mit dem Eisenmuthe, den nervigen Fäusten und tüchtigen Waffen waren so bestürzt über diese Untreue, daß sie nicht wußten, ob sie den Angriff erwarten, oder selbst angreifen sollten? —

Da trat Hathagast, ein ehrwürdiger alter, aber noch kraftvoller Krieger, den man aus wahrer Achtung nur den Vater der Väter nannte, hervor, griff mit seiner Rechten nach der Hauptfahne, welche einen Löwen, Drachen und fliegenden Adler, Symbole der Tapferkeit und Klugheit, darstellte, und sprach mit lauter Stimme: „Alt und grau bin ich geworden unter den braven Sachsen — nie sah ich diese meine Brüder fliehen und jetzt — jetzt soll ich etwas thun, was ich nie gelernt habe — Aufs Kämpfen verstehe ich mich — aber nicht aufs Fliehen — ja dazu hätte ich nicht einmal Kraft — soll ich nicht länger leben, so sei es mir wenigstens Trost, mit Euch, meine Brüder, zu sterben. Das Beispiel unsrer Ahnen, die um uns her liegenden Leichname unsrer Freunde, die lieber sterben als weichen wollten — doch was darf ich Euch, Kühne, erst Verachtung des

Todes einflößen? — Auf! unsere Feinde zu morden, nicht uns mit ihnen zu schlagen! Müde vom Treffen werden sie sorglos, ohne Wachen und Hüter, schlummern — Schlaftrunkene zu überfallen, ist ja eine Kleinigkeit — drum auf, folgt mir! und ich gebe Euch gern mein graues Haupt, wenn nicht alles eintrift, was ich Euch sage."

Die Rede des Greises erhob die bestürzten Sachsen zu Muth und Kampf. Der Rest des Tages ward in Ruhe zugebracht, um die müden Körper zu erquicken. In der ersten Nachtwache griff man zu den Waffen und zog unter Hathagasts Anführung nach der Burg. Es war am 1. Oktob. des 528sten Jahres *) wie die Sage berichtet. Sogleich wurden die Mauern erstiegen, denn alles lag noch in tiefem Schlafe. — Wachen hatten die Thüringer, aus zu großer Fahrlässigkeit, nicht ausgestellt und so stürzten denn bald die Sachsen, wüthend und mit fürchterlichem Gebrülle in die Stadt. Da gab's nun eine schreckliche Verwirrung. Der eine lief dahin, der andre dorthin, ja viele hielten den Lärm gar nicht einmal für

*) Andre sagen des 524sten.

Ernst, weil die Sachsen ihre Freunde und Brüder waren, rannten ihnen getrost entgegen und wurden gleich niedergehauen. Die Sachsen färbten ihre Messer und Lanzen mit dem Blute aller thüringischen Männer, bis die Morgenröthe anbrach. Nur Kinder wurden zu Gefangnen gemacht.

Hermanfried entkam mit seiner Amelberge, seinen Kindern und einigen Dienern gerade noch zu rechter Zeit; denn sonst würden ihm die Sachsen schrecklich mitgespielt haben.

Sobald der Tag anbrach, pflanzten diese auf dem Morgenthore ihre Fahne, errichteten einen Siegsaltar, opferten ihren Göttern, und feierten das Andenken der Gebliebenen. Drei Tage lang wurde die Beute getheilt und der grauköpfige Hathagast beinahe vergöttert. Lange feierten nachher noch die Sachsen das Andenken dieses merkwürdigen Sieges. Nachdem alles vollendet war, kehrten sie ins Lager zurück.

Dietrich, ein Meister in der Verstellungskunst, that nun, als ob er gar nichts um die ganze Sache gewußt habe und strich den

Eifer, die Treue und Tapferkeit seiner guten Freunde, der Sachsen, gar fein heraus — Ob diese den Verstellungen Dietrichs trauten? und wie sie sich nach dem Ueberfall gegen die Franken benahmen? davon erwähnen die Jahrbücher jener Zeiten nichts — nur soviel melden sie, daß die Sachsen, als Beutpfennig, den ganzen nördlichen Theil Thüringens, der gegen Mitternacht und Abend von dem Harz, und gegen Mittag von der Unstrut begränzt wurde, nebst der eroberten Burg Scheidingen, bekamen. Das übrige, und darunter auch das heutige Thüringen, fiel den Franken zu.

Hermanfried, mit den Seinen unstät und flüchtig, wurde endlich von Dietrichen feierlich nach Tholbiach (jetzt Zülpich im Köllnischen) eingeladen. Dorthin begab er sich denn auch und fand bei dem glattzüngigen Dietrich eine ehrenvolle und freundschaftliche Aufnahme. Allein bald zeigte der fränkische Löwe die Klauen, die er so künstlich eingezogen hatte. Dietrich gieng einst mit Hermanfried auf der Mauer spazieren. Auf einmal wurde Hermanfried hinabgestoßen und der

Mann, dem Thüringen nicht gnügte, starb im Burggraben auf eine jämmerliche Art *). Einige seiner Kinder lies Dietrich erdrosseln und die stolze Amelberge, die einst aus so hämischen und herrschsüchtigen Absichten die Tafel nur halb he[illegible] decken lassen, mußte abermals flüchten, wenn sie nicht vielleicht ein ähnliches Schicksal, wie Hermanfried, erfahren wollte. Heimlich und schnell entschlüpfte sie von Zülpich mit ihren noch übrigen Kindern und suchte nun bei ihrem Bruder, Theodehat, König der Ostgothen in Italien eine Freistatt. Allein auch hier hatte sie nicht lange Ruhe, weil das Gothische Reich bald zertrümmert wurde. Sie mußte mit ihren Kindern dem Ueberwinder Belisar nach Konstantinopel folgen.

*) Diese unedle That brachte die Franken in schlechten Kredit. So sagten z. B. einst die Gesandten Belisars zu Vitiches dem König der Ostgothen: „Man möchte die Franken erst fragen, bei was für einem Gotte sie schwören wollten, wenn es ihr Ernst wäre, Wort zu halten. Denn dem Gotte, dem sie einst geschworen, hätten sie schlecht Wort gehalten. — bei gegebner und geschworner Treue sei einst Hermanfried ums Leben gebracht und Thüringen den Franken unterworfen worden."

Der Mönch Wittekind erzählt Hermanfrieds letztes Schicksal etwas romanhafter. Seinen Nachrichten zufolge war Iring noch im fränkischen Lager, als die Sachsen den nächtlichen Sturm unternahmen. Iring wußte nicht, wo sein Herr hingekommen war, und suchte sich nun dafür bei Dietrichen in Gunst zu setzen. Einst begehrte dieser von ihm, er sollte Hermanfrieden ausspähen, ihn zu einem freundlichen Gespräch mit ihm bereden, und ihn dann ermorden, doch so, daß auf Dietrichen gar kein Verdacht einer Theilnahme an dem Meuchelmord fallen könnte. Iring ließ sich durch Versprechungen von Geld und Ehre, bald dazu bereden, erkundete seinen Herrn und meldete ihm Dietrichs Begehr.

Hermanfried stellte sich ein und besprach sich freundlich mit Dietrich — Iring wohnte als königlicher Waffenträger der Unterredung bei. Auf einmal zog er sein Schwerdt, warf Hermanfried nieder und ermordete ihn.

Allein Dietrich, der Treulose, entsetzte sich doch selbst über die Treulosigkeit

Irings und sah wohl ein, daß ein Mann, der so schlecht an seinem Herrn handelte, an ihm selbst bei Gelegenheit auch nicht besser handeln würde. „Du Treuloser und Ehrvergessner," fuhr er ihn an, „packe dich schnell fort, ich mag keinen Theil an deiner Mordthat haben."

Ohne den gehofften Vortheil seinen Hermanfried erstochen zu haben, das wurmte das den Königsmörder Iring — „Wohl," sprach er, „bin ich nicht werth, daß ein Ehrenmann mit mir zu schaffen habe, da ich Deinen trügerischen Worten glaubte und mich dadurch zur Untreue verleiten lies — aber — ich will meine That wieder gut machen, ehe ich von Dir scheide und meinen erblaßten Herrn noch rächen." So sprach er, mordete Dietrichen und legte den Leichnam seines Herrn über den verblichnen Frankenkönig, „damit der, welcher lebend besiegt wurde, wenigstens im Tode noch die Oberhand behalten möchte."

Berthar und Baderich, durch ihren Bruder Hermanfried ermordet — dieser selbst mit den Seinen flüchtig und unstät — in Zülpich von der Mauer ge-

stürzt — einige seiner Kinder erdrosselt — viele Tausende durch Krieg und Schlacht hinweggerafft und Thüringen, ein mächtiges Reich, zertrümmert — dies alles war die Folge einer halbgedeckten Tafel, oder vielmehr des grenzenlosen Stolzes einer Amelberge, die in den Jahrbüchern der Geschichte wohl eine denk- nicht aber eine ehrwürdige Rolle spielt.

Graf Werner von Walbeck,

ein doppelter Mädchenräuber.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-781153-p0051-2

Graf Werner raubt Fräulein Luitgarde.

Eckard der Erste, Markgraf von Thüringen und Meissen *), hatte, außer seinen drei Söhnen, Hermann, Eckard und Günther, auch drei Töchter, Luitgarde, Mathilde und Oda benamset. Die älteste, Luitgarde, war besonders von der Natur mit allen Reizen weiblicher Schönheit mütterlich ausgestattet. Graf Luther von Bernburg, ein vielgeltender Mann in Nordthüringen, Eckards vertrauter Freund, hatte von seiner Hausfrau Godila, einen Sohn, Wirinhar oder Werner.

Eckards Luitgarde und Luthers Werner waren denn „zwey zahrte Sprößlein, welche von Adelichen Eltern erboren

*) Den Ihr in der folgenden Darstellung genauer kennen lernen werdet.

waren, wuchsen und in aller Tugend wol und löblich erzogen wurden.“ Graf Luther besuchte Eckarden oft in Meissen, sah das schöne und züchtige Fräulein und — bald fuhr der Gedanke ihm durch den Sinn: Ach! daß dein Sohn diese Luitgarde einst zur ehelichen Hausfrau bekommen möchte! Lange trug der Graf diesen Wunsch geheim mit sich herum; endlich aber ward's ihm im väterlichen Herzen zu enge, und er „drückte derhalben los“ wie die Chronik sagt. Einem ehrbaren und getreuen Boten trug er es auf, dem Markgrafen seinen väterlichen Wunsch zur Kunde zu bringen, gewiß nicht ohne bange Besorgnis, ob der Mann auch gute Botschaft zurückbringen würde.

Der Markgraf kannte längst den jungen Wirinhar oder Werner von Walbeck als einen wackern und stattlichen Ritter und willigte gleich in Herrn Luthers Begehr. Bald kamen nun die beiderseitigen Verwandte und mehrere Vornehme traulich zusammen, und der Markgraf versprach, nach Sitte und Recht, Graf Luthers Sohne, dem wackern

Werner, einst die schöne Luitgarde zur ehelichen Hausfrau zu geben. Da war nun von allen Seiten Freude die Fülle, und es mochte wohl mancher Humpen auf die Gesundheit des wackern Werners und der schönen Luitgarde, des Markgrafen Eckard und des Grafen Luther, mit Kuß und traulichem Handschlag geleert werden. —

Allein bald wandte sich leider! das Blättchen durch — Eckards unbändigen Stolz. Ehe die Vermählung vollzogen wurde, sprach einst Kaiser Otto der Dritte mit der schönen Luitgarde. Aus dem ganzen Betragen desselben konnte Eckard schließen, daß er Gefallen an ihr finde. Ein Stolzer macht Zwerge zu Riesen, wenn sich sein Ehrgeiz nur einigermaßen geschmeichelt findet. So Markgraf Eckard. Wie? wenn der Kaiser dein Schwiegersohn würde — mocht' es ihm durch den Kopf fahren, und — den Augenblick nahm er sein, dem Grafen Werner gegebnes Wort, zurück — denn einem Stolzen ist nichts heilig, wenn er seine Einbildungen verwirklichen zu können glaubt — Das Glück der schönen Luitgarde und

des jungen Werners in der einen und ein kaiserlicher Schwiegersohn in der andern Wagschale — bei einem Manne, wie Eckard, bedurft's da keines langen Hin- und Herschwankens. Das häusliche Glück von zwei Familien dünkte ihm viel zu leicht gegen die Ehre, einen Kaiser zum Schwiegersohn zu haben — Das war schändlich. —

Im Jahre 996 mußte Eckard dem Kaiser nach Italien zur Krönung folgen. Die schöne Luitgarde indes ohne Aufsicht zu lassen, hies dem Wolfe das Schaaf geradezu in die Klauen liefern. Und unter dem Wolfe dacht' er sich natürlich den verlobten Graf Werner. Er vertraute also das Fräulein der Aebtissinn von Quedlinburg, Mathilde, der Vatersschwester des Kaisers, welcher die Reichsverwaltung übertragen war, so lange Otto in Rom sich aufhielt. Bei dieser Mathilde glaubte denn Eckard das theure Kleinod ganz sicher aufgehoben. Allein Graf Werner hatte seine Luitgarde lieb, und war auch nicht gemeint, länger den öffentlichen Hohn zu ertragen, daß ihm der Markgraf, im

Nahmen seiner Tochter, den Korb gegeben hatte. — Mit Gewalt wollte er jetzt seine Braut holen, da man ihm so schändlich das Wort gebrochen hatte — Längst lauerte er schon auf Gelegenheit, den Plan auszuführen, jetzt bot sie selbst sich ihm dar, er ergriff sie und nutzte sie glücklich. —

Mathilde mußte, als Aebtissinn, einer Reichsversammlung zu Dorneburg beiwohnen. Graf Werner verband sich „ohne wissen vñ willen seines Vatern vnd nur aus Liebe zu der Jungfrawn“ mit den Grafen Heinrich und Siegfried, Brüdern des Bischofs Dittmar zu Meissen und einigen andern getreuen und handfesten Rittern, überstieg mit diesen die Mauern von Quedlinburg, raubte die Jungfrau, so sehr sie auch schrie und barmte und führte sie wohlbehalten auf seine Veste Walbeck bei Helmstädt.

Ein sicherer Bote trug die traurige Zeitung von der geraubten Jungfrau sogleich in die Reichsversammlung nach Dorneburg. Wie Mathilde erschrack? — könnt Ihr leicht denken. Gerührt und mit Thränen bat sie die versammelten Fürsten,

die Räuber zu verfolgen, sie als gemeine Reichsfeinde zu fangen oder zu tödten und die geraubte Jungfrau ihr wieder zu überliefern.

Da rüsteten die Fürsten und guten Freunde Mathildens ihre Reisigen und Knechte und sandten sie aus auf bekannte und unbekannte Straßen, zu fahen die Räuber und zurückzuführen die züchtige Jungfrau. Ehe sie aber noch das feste Schloß Walbeck erreichten, erkundeten sie von Wanderern, daß der Räuber mit seiner Beute schon in sicherm Gewahrsam sei — daß die Zugbrücken aufgezogen wären — daß er Niemanden in die Burg lasse — daß er sich bis auf den letzten Blutstropfen wehren und lieber sterben, als die Braut ausliefern wolle. —

Nun war guter Rath theuer. Mathilde und die Fürsten kümmerten sich herzlich und die Reisigen und Knechte erhielten Befehl zum Abzug. Nach reiflichem Hin- und Herüberlegen zogen endlich Graf Luther selbst, der alte Graf Alfried und Herr Dittmar, ein Lehnsmann des Markgrafen Dietrich, nach Walbeck,

zu erkunden den Sinn der geraubten Jungfrau, ob sie gern bleibe in den Händen des Ritters oder nach ihrer Pflegerinn sich sehne. Allein die schöne Luitgarde wünschte nie wieder von ihrem Werner sich zu trennen. Graf Luther und seine Getreuen thaten kund diesen festen Sinn der Aebtissinn, welche aber damit bei weitem nicht zufrieden war, sondern um fernern guten Rath die Fürsten ansprach.

Da beschlos man denn endlich eine Fürstenversammlung zu halten in Magdeburg, und vorzuladen den Räuber mit seiner Beute und seinen Helfershelfern, als Schuldige und Friedensbrecher — im Weigerungsfall aber sie in des Reichs Acht und Aberacht zu erklären und aus dem Lande zu jagen. —

Das war nun freilich ein Hartes für den armen Werner und seine Getreuen. Was half ihm seine Luitgarde, wenn er, ein Aechter, flüchtig werden mußte und nirgends eine bleibende Stätte haben konnte — Er beschloß also, dem Spruche der Fürsten zu gehorsamen.

Diese neue Mähr flog bald durchs ganze Land und viel Volks zog hin nach Magdeburg, den reuigen und büßenden Ritter zu sehen. Graf Werner und seine Helfershelfer zogen baarfüßig zur Aebtissinn, thaten ihr einen Fußfall und unterwarfen sich aller Strafe. Das mochte den Ritter wohl wurmen. Allein die Acht war auch ein Hartes und der Verlust Luitgardens für Wernern das Härteste. Die Aebtissinn sicherte allen Gnade zu, auf Fürbitte der Fürsten und zog froh mit ihrer Luitgarde nach Quedlinburg, des festen Willens sie nicht wieder aus den Augen zu lassen. Allein der Tod entledigte sie bald der strengen Aufsicht. Sie starb einige Tage nach ihrer Ankunft im J. 998.

Markgraf Eckard hatte nun zwar seine Tochter wieder; aber aus der Verbindung mit dem Kaiser ward doch nichts. Luitgarde blieb ihrem Graf Werner treu bis nach Eckards Tode. Nun erst ward ihre Verbindung vollzogen. Allein die arme Hausfrau genos ihr so sauer verdientes Glück nicht länger als zehn Jahre.

Sie erkrankte (im J. 1002.) zu Wolmerstedt im Magdeburgischen, und schickte sogleich Eilboten nach Merseburg zum Bischof Dittmar, ihrem nahen Vetter, daß er ihr noch Trost zusprechen und sie salben sollte, in ihren letzten Nöthen. Als Dittmar kam, betete die Sieche eben sehr eifrig in den Psalmen, ohne auf den Bischof zu achten. Erst dann, als er sie fragte, ob sie mit dem heiligen Oehl sich wolle salben lassen, antwortete sie ihm mit einem freudigen Ja. Bischof Dittmar, von der Reise müde, begab sich nach der Salbung, in ein besondres Gemach neben an und legte sich zu Bette. Als er erwachte, ächzte Luitgarde vor Schmerzen so laut, daß Dittmar es hören konnte — Sogleich gieng er zu ihr, fand sie mit dem Tode ringend, und — sie verschied unter seinen Tröstungen und Anrufung der Heiligen. Ihr Leichnam wurde nach Walbeck geführt und beim Kloster nach Mitternacht zu neben ihrem Schwiegervater Luther begraben. Graf Werner, ihr Gemahl, beweinte sie sehr, „denn sie war bißher seines Leibes und Lebens, und sei-

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

ner Seelen trewe Hüterinn gewesen."

Graf Werner raubt Fräulein Reinhilde.

Der Schmerz über die treue Hüterinn, Luitgarde, dauerte beim Graf Werner nicht ewig; denn nach zwölf Jahren erkletterte er abermals eine Burg, um ein anderes Fräulein zur ehelichen Hausfrau sich zu rauben. Reinhilde hies die Schöne, die er sich erkiesete, und war gebietende Frau des Schlosses Beichlingen im Thüringer Lande. Erst warb er gütlich in Züchten und Ehren um ihre Hand. Allein die schöne Reinhilde hatte dem Kaiser das Wort gegeben, ohne sein Wissen und Willen kein Ehegespann zu wählen. — Heinrich war eben in Italien — seine Zusage wollte also Weile haben — diese hatte aber nicht der ausgeweinte Wittwer, Graf Werner — Die Künste der Entführung waren ihm von Luitgarden her noch ganz geläufig und so wurden denn alle Anstalten getroffen,

Reinhilden zu holen, ehe der Kaiser vielleicht einen Strich durch die ritterliche Rechnung machen könnte.

Da nahm er zu sich einige wackere Gesellen und zog „durch seiner vnwitzigen jugend, vnd etlicher loser Weiber raht, vnd anreitzung“ nach der Burg Beichlingen. Es war an einem Sonntage, (im Jahr 1014.) als er dort ankam. Durch List umgieng er die Augen der Hüter, drang in Reinhildens Gemach, und entführte die Schöne gewaltsam.

Das Fräulein, eingedenk des Kaisers Gebot, wie auch, daß es nicht züchtig und ehrbar sei, ihr also zu begegnen, schrie und heulete ob des Herzeleides, welches der Ritter ihr anthät. Das höreten die betrognen Hüter und sämmtlichen Ein- und Anwohner der Burg. Schnell wurden die Rüstungen aus der Stahlkammer geholt. Allein Graf Werner war nicht gemeint, gütlich seinen Raub fahren zu lassen. Es kam zum Kampfe. Des Entführers Schwerdt siegte und der Burgbewohner einer, Namens Wullert, wurde stark verwundet.

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

Indes so die Männer, vermuthlich nahe vorm Schlosse, um Reinhilden sich balgen, schreit eine ihrer Kammerzofen zum Fenster heraus, „daßz man sie auch mit jhrer Frawen wegfüren solte.“ Da befehligt Graf Werner den Ritter Albin, sie zu holen. Allein diesen umringen die Knappen und Knechte und setzen ihm wacker zu. Albin schreit nach seinem Herrn — Graf Werner eilt wieder ins Schloß, den treuen Diener zu retten — aber umsonst. Albin ist schon ermordet und Wernern bedroht ein ähnliches Schicksal. Kaum ist er wieder im Hofe, so schließt man das Thor, umringt ihn und einer der Knappen bringt ihm eine tüchtige Wunde bei. Da wird der Graf wüthig, spießt den Knappen mit der Lanze an die Wand und droht so fürchterlich, daß die übrigen sich entsetzen und es nicht wagen, sich ihm zu nähern.

Aber was nun anfangen? Reinhilde unterwegs und das Thor geschlossen — ein Knappe war eher gespießt, als ein Burgthor ohne Schlüssel geöffnet. Doch Werner besinnt sich nicht lange. Jach! setzt

er vom Rosse und klettert über die Mauer. Aber ein lockerer Stein fällt ihm nach und trifft ihn, „Also daß er mit gnawer not seine gesellen erreichen kondte.“

Kraftlos brachten ihn wenige von den Seinen in die Wohnung des kaiserlichen Hofmeiers *), indes die übrigen mit Reinhilden flohen, bald da, bald dort sich versteckten und mit Verlangen ihres Grafen harrten.

Der Hofmeier aber freute sich daß, den Entführer bei sich zu haben, achtete nicht der Schmerzen, unter welchen Graf Werner schmachtete, nicht des Zutrauens, mit dem er zu ihm sich bringen lies. Das war eine Gelegenheit, sich bei dem Kaiser einen guten Namen zu machen, und diese konnte er natürlich als Hofmeier nicht aus dem Garne lassen. Durch Eilboten meldete er also dem Kaiser Heinrich dem Zweiten die Mähr von dem siechen Entführer und Heinrich war herzinniglich froh, den frechen Mann auf seiner Meierei fest zu wis-

*) Aufseher eines kaiserlichen Landgutes. S. die Anmerkung im folgenden Stücke über Meiereien.

sen; denn entweder mußte Werner ihm nun eine tüchtige Geldsumme für seine Freiheit zahlen, oder er lies ihn, andern zum lehrreichen Exempel, am Leben strafen.

Da schickte er denn die Grafen Gunzelin, Bernhard und Wilhelm mit ihren Reisigen und Knechten nach der Meierei, den Grafen zu holen. Es war Mitternacht, als sie vor Werners Siechbette traten und ihm des Kaisers Willen verkündigten.

Werner grüßte nur seinen Freund, den Grafen Wilhelm, und sprach ihn an mit freundlichen Worten. Gunzelin und Bernhard aber mas er mit grimmigen Blicken und sagte ihnen derb ins Gesicht, „daß sie ihn nimmermehr lebendig bekommen würden, wenn er das Schwerdt noch führen könnte.“

Graf Wilhelm aber thät an ihm, wie der barmherzige Samariter, pflegte sein und verband mitleidig ihm die Wunden, um ihn, nach des Kaisers Befehl, nach Merseburg zu bringen. Allein die Wunden waren zu gefährlich. In dem nächsten Dorfe, Elerstedt, befand sich ein neuge-

bautes steinernes Haus. Nur bis hieher konnte Werner gebracht werden, und Wilhelm zog indes mit den Seinen zum Kaiser, Bericht abzustatten von dem Gefangnen.

Da lies Heinrich den Bischof Dittmar von Merseburg, Werners nahen Vetter, zu sich kommen, und stellte „mit klåglichen Geberden“ ihm vor, wie verdrüslich ihm Graf Werners That sei, da er es einst mit einem Eide gelobet habe, alle dergleichen Frevler mit des Reichs Acht und Aberacht zu belegen *).

Heinrich dachte ganz wie der fromme Bischof Dittmar, der diese ganze Geschichte erzählt, daß es nämlich besser sei,

*) Die Gelegenheit war folgende: Ritter Bruno hatte seinen Feind Milo in dessen eignen Hause überfallen und ermordet. Das misbilligten alle Reichsstände und brachten bittere Klagen deshalb an, „mit angehengter vnterthenigster bitt, das er nach seiner vorfaren löblicher weise, Solche lasterhaftige Leut in die Acht thun vnd sie des landes verweisen“ und daß diese Strafe von männiglich durch Eid bekräftigt werden möchte. Da hob Heinrich seine Hände gen Himmel und legte feierlich vor allen anwesenden Fürsten und Herren den Schwur ab, daß er, so lange ihm Gott das Leben fristete, darüber „fest vnd steiff halten wolte“

„Gott dem Herrn nichts zu geloben, alsz sein gelübniß nicht zu halten.“ Deshalb beschied er denn die Fürsten zu einer Versammlung, und trug ihnen da vor den Frevel des Grafen Werners zu Walbeck. Nur eine Stimme war die ganze Versammlung, nämlich, den Grafen zu ächten, dessen Land und Güter einzunehmen, die geraubte Reinhilde zurück zu fordern und „dieses Handels anfenger entweder zu fangē, oder so sie flüchtig würdē, bisz auf dē tod zu verfolgē.“ Für den Grafen möchte man vor allen Dingen Sorge tragen, daß er genese, damit man dann Gericht über ihn halten könne — fände sich's, daß Fräulein Reinhilde um die Entführung gewußt (und also nur aus Verstellung geschrieen hätte) oder daß sie wenigstens mit ihrem Räuber zufrieden wäre, so „solte man sie beyde die Ehe friedlich besitzen lassen“ — ließe sich aber dies alles nicht erweisen, so sollte Graf Werner mit dem Schwerdte gerichtet werden. —

Dies alles nun nach Werners Genesung zu entscheiden, forderte der Kaiser die Fürsten auf einen Reichstag nach Altstedt

und fertigte ab des Bischof Dittmars Bruder, den Grafen Heinrich, um das Nöthige auszurichten und zu veranstalten. —

Allein Werner erlebte die gefährliche Untersuchung nicht. Der Mauerstein hatte eine zu gefährliche Wunde gemacht. Er gesegnete das Zeitliche am Tage St. Martin, (im J. 1014.) nachdem er „bißher in aller Wiederwertigkeit ein steiffen Muht gehabt.“ Der Kaiser betrauerte ihn, als einen stattlichen Ritter und selbst sein Feind, Graf Dietrich (den ich aber nicht kenne) weinte über ihn. Der fromme Abt Reinhold zu Minimleben (jetzt Memmleben) übte an dem Leichnam, wie sichs gebührte, alle geistliche Pflichten und „beschickte ihn mit gebührlicher freundligkeit.“

Sobald Bischof Dittmar Kunde nahm von dem Hinscheiden seines Vettern, schickte er seine Hofdiener nach Memmleben und lies den Leichnam nach Helpith (jetzt Helfft im Mansfeldischen) führen, wo er seiner wartete. Da die Verwesung schon ihre Rechte nur zu merklich daran geübt

hatte, lies er ihn öffnen, die Eingeweide bei der Kirche begraben, zog dann mit dem Leichnam weiter nach Walbeck, des Verblichenen Burg, und lies ihn an der Seite seiner geliebten Luitgarde zur Erde bestatten.

Ob Fräulein Reinhilde ihren Räuber beweint oder begrollt habe und was ferner aus ihr geworden sei — davon schweigt die Geschichte.

Eckard der Erste,

Markgraf von Thüringen und Meissen,

unter Meuchelmördern.

Zufriedenheit mit seinem Schicksal und Nachgeben zur rechten Zeit sind güldene Aepfel in silbernen Schaalen. Der Weise ist glücklich in dem Besitz derselben, während der Thor ungestüm nach Schatten hascht, die ihm, wie die Bilder einer Zauberlaterne, nur wenige Augenblicke erscheinen und dann eine Finsterniß und Leere zurücklassen, wobei er sich sehr übel befindet. Die vaterländische Geschichte bietet Beispiele in Menge, diese uralte Wahrheit zu bestätigen. — Wer führte Kunz von Kaufungen, Wilhelm von Grumbach und Thomas Münzer aufs Schaffot? Wer mordete den Thüringer König Hermanfried? Wer jagte die stolze Amelberge hülflos und des Reichs beraubt nach Italien und Konstantinopel, als eben jener wilde Geist der Unzufriedenheit und des Stolzes? — Die Opfer desselben sind zahllos — Seht da abermals eines in

Eckard dem Ersten, Markgrafen von Thüringen und Meissen. Unzufrieden mit seinen Ländern und Würden, streckt er die Hand nach der teutschen Kaiserkrone, einem Kleinode, das zu allen Zeiten mit unendlichen Gefahren und Sorgen verbunden gewesen ist. Ein andrer erhascht sie, und Er stirbt als ein Opfer seiner Leidenschaft unter Meuchelmördern.

Eckards Vater, Günther, der erste bekannte Markgraf von Thüringen, galt bei männiglich für einen Herrn von großem Ansehen, unerschütterlichem Muthe und ausgebreiteten Staats- und Kriegskenntnissen. Unter den Augen eines solchen Vaters mußte auch der junge Eckard zu einem wackern Manne gedeihen, und er ward es auch, wie Ihr bald hören werdet. Markgraf Günther war von Otto dem Großen zum Grenzvertheidiger gegen die Sorben am östlichen Ufer des Saalstromes bestellt worden, diente seinem Kaiser und dem Sohne desselben, Otto dem Zweiten, im Kriege mit Kopf und Faust und blieb einst (im J. 973) auf einem Feldzuge nach Italien in einer Schlacht. Eckard erbte

von ihm ansehnliche Güter in Ostthüringen und ward auch von dem Kaiser im Jahr 982 als Markgraf bestätigt *). Da er,

*) Die markgräfliche Würde war nicht erblich, sondern nur als eine Gnade des Kaisers anzusehen, die der Markgraf durch pflichtwidriges Betragen auch verlieren konnte. Die Sorben-Wenden, ein Völkerstamm der Slaven, die in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, von Asien aus, sich über einen großen Theil des nördlichen Europa verbreiteten, ließen sich besonders im fünften und sechsten Jahrhundert in dem heutigen Meissen, der Lausitz, und Thüringen nieder. Die teutschen Kaiser bekriegten sie nach und nach und setzten an die Grenze des eroberten Stück Landes allemal einen Mark- oder Grenzgrafen, um es vor den abermaligen Einfällen der Sorbenwenden zu schützen. Daher gab es denn Markgrafen von Thüringen, von Meissen, von der Lausitz u. s. w. Mit der eigentlichen Verwaltung des Landes hatten sie nichts zu thun, diese besorgten die Landgrafen — Wenn der Markgraf starb, waren seine Söhne nichts mehr und nichts weniger als bloße Güterbesitzer, wie andere Ritter — und der Kaiser ertheilte diese Würde, wem er wollte. Zur Belohnung für treugeleistete Dienste bekamen sie von dem Kaiser gemeiniglich Güter zur Lehn. (s. Th. I. S. 33.) Der Kaiser wählte meist mächtige Ritter zu Markgrafen, und so hatte denn der Sohn des Verblichenen immer schon große Anwartschaft auf die Stelle des Vaters, welche ihm denn selten fehl schlug. Oft suchte er sich aber auch mit Gewalt im Besitz der markgräflichen Würde zu behaupten. Dies gieng sehr leicht, weil die Kaiser immer mit auswärtigen Kriegen

nach dem Tode Otto's des Zweiten, dem er treu gedient hatte, Otto den Dritten wacker gegen Herzog Heinrich von Bayern vertheidigte, so ward er ganz Ottos Günstling und erhielt auch im Jahre 985 die Würde eines Markgrafen von Meissen, als Rigdag, in einem Gefecht mit den Böhmen geblieben war.

Eckard zeigte bald, daß man diese Stelle keinem Unwürdigen anvertraut habe. Er trieb die Böhmen aus Meissen, als sie dem Herzog Heinrich von Bayern auf den Kaiserthron helfen wollten; bekriegte die Milzsiener *) unruhige Köpfe, welche schlechterdings das teutsche Joch nicht tragen wollten, und nöthigte sie sogar, Tribut zu zahlen. Eben so wacker benahm

beschäftigt waren und deshalb nicht auf alles genau Acht haben konnten. So wurde denn die markgräfliche Würde nach und nach erblich und die Macht dieser Grenzvertheidiger wuchs so sehr, daß sie schon im zwölften Jahrhundert nicht mehr als kaiserliche Beamte, sondern als angesehene Reichsfürsten, auf den Reichsversammlungen sich einstellten und sogar ihre eignen Landtage hielten.

*) Ein Stamm der Sorbenwenden, der sich von Scharfenberg bis in die Oberlausitz erstreckte.

er sich in einem Heereszuge gegen den böhmischen Herzog Boleslav, den ihm und einigen andern teutschen Fürsten die Kaiserinn Theophania Augusta*) anvertraute.

Diese wackern Thaten und die Ergebenheit, welche Eckard dem jungen Kaiser Otto dem Dritten bewies, erhoben ihn ganz zum Günstlinge desselben. Als Otto (im J. 996) zur Kaiserkrönung nach Italien reiste, mußte Eckard ihn begleiten. Als Otto (im J 997) den Papst Crescentius in der Engelsburg belagerte, übertrug er Eckarden das Kommando, der denn auch, auf einem hohen Gerüste, glücklich die Engelsburg mit seinen Soldaten erstieg. Als Otto (im J. 999) dem gelehrten Abt, Gerbert, als Papst Sylvester dem Zweiten, zu den Schlüsseln Petri geholfen hatte, überfiel ihn düstre Schwermuth. Des Lebens überdrüssig, kam er nach Teutschland zurück, begleitet von Römern und mit einem Herzen voll Gleichgültigkeit gegen seine treuen Teut-

*) Die Mutter Otto's des Dritten.

schen. Mismuthig floh er die Großen seines Vaterlandes; nur Markgraf Eckard war der Mann, den er gern um sich leiden mochte — Eine Wallfahrt, meinte der Kaiser, sollte ihm die Ruhe wieder geben, die ihm Kronen nicht geben konnten — Er unternahm also im Jahr 1000 eine fromme Reise nach Gnesen in Pohlen zum Leichnam des heiligen Adelberts *) und sprach auf dieser Betfahrt bei Eckard in Meissen freundschaftlich ein. Dieser nahm ihn denn auch mit solchem Pomp auf und bewirthete ihn so treflich, daß Otto seinen Dank nicht anders zu bringen wußte, als daß er ihm die meisten Güter, die er bisher für treue Dienste, nur zur Lehn hatte, als erbliches Eigenthum schenkte.

*) Bischof Adelbert hatte aus heiligem Eifer den Preußen das Evangelium gepredigt und war erst kürzlich, auch aus heiligem Eifer, von den wilden Preußen erschlagen worden. Dies erwarb ihm die Märtyrerkrone. Herzog Boleslav kaufte mit einer großen Summe den Mördern Adelberts Leichnam ab. Otto erschien mit Thränen und baarfuß bei dem Grabe und stiftete zu Gnesen ein Erzbisthum, welches Adelberts Bruder erhielt.

Dies alles nährte denn Eckards Stolz nicht wenig — Aber bald verlor er den Mann, auf dessen Gunst er soviel sich einbildete. Otto mußte in dringenden Angelegenheiten zum drittenmal nach Italien und sah seinen Eckard und sein Vaterland nicht wieder. Er starb im Jahr 1002 den 24. Jänner zu Paterno in seinem neun und zwanzigsten Jahre kinderlos und der erledigte teutsche Kaiserthron ward nun ein Zankapfel unter den Fürsten, der dem stolzen Eckard das Leben kostete. Unordnungen aller Art entstanden, so lange der teutsche Staatskörper kein Haupt hatte und die Fürsten, welche es zu seyn wünschten, bliesen die Flamme der Zwietracht aus Leibeskräften an.

Daß Eckard, einer der reichsten und angesehensten Fürsten, der doppelter Markgraf war, in Thüringen und Meissen ansehnliche Güter besas, durch seine Heereszüge als einen Mann von unerschrocknem Muthe sich gezeigt, und besonders durch Vertreibung der Böhmen aus Meissen und durch Unterjochung der Milziener, so viele Verdienste ums Reich sich erworben hatte;

der endlich als erklärter Günstling des verblichenen Kaisers gewis vielen Einfluß auf die Regierung gehabt haben mochte — daß ein so stolzer, so reicher und so ausgezeichneter Fürst mit beiden Händen nach der Kaiserkrone langen würde, war natürlich. Kaiser zu werden, war Eckards sehnlichster Wunsch. Die Mittel dazu kannte, hatte und nutzte er — Eckard wußte wohl, daß der heilige Vater zu Rom, wenn auch nicht das Wahlrecht, doch wenigstens vielen Einflus auf die Wahl habe, und daß dieser Einflus für den immer am wirksamsten sei, der am reichlichsten spendete. Er lies es also daran ganz und gar nicht fehlen, und konnte dies auch sonder große Beschwerde thun, weil die Harzbergwerke, welche ihm zum Theil gehörten, gerade damals sehr ergiebig waren.

Nächst dem heiligen Vater hatten die sächsischen Fürsten einen ganz besondern Einflus auf die Kaiserwahl, und ein Thronbewerber, für welchen diese stimmten, konnte fast sicher auf einen glücklichen Erfolg rechnen. Eckard versäumte deshalb nichts,

auch diese zu gewinnen; nur wählte er nicht immer die klügsten Mittel.

Zu Frosa*) sollte eine Versammlung der sächsischen Fürsten gehalten werden, wo der Erzbischof Giseler von Magdeburg mit seinen Bischöfen, Herzog Bernhard und die Markgrafen Gero und Luther mit den Vornehmsten des Reichs über die Kaiserwahl sich besprechen wollten. Auch Eckard fand sich da ein, betrug sich aber so, als ob er schon teutscher Kaiser und die Wahl nur eine Ceremonie sei, die er doch noch abwarten wollte. Da schmeichelte er sich aber zu viel und mit den geheimen Anhängern, die ihm ihre Stimmen versprochen hatten, war es nicht allein gethan. Einen desto mächtigern Widersacher fand er am Grafen Luther von Bernburg, jenem mächtigen Herrn in Nordthüringen, den er einst durch seinen grenzenlosen Stolz so tief gekränkt und beleidigt hatte**). Wenn

*) Ein kaiserliches Landgut, welches Graf Gunzelin, ein Freund des verblichnen Kaisers, zur Lehn hatte — jetzt eine kleine Stadt im Magdeburgischen.

**) S. die vorhergehende Darstellung von Graf Werner von Walbeck. S. 43.

man sich in Graf Luthers Lage denkt, so kann man es sehr leicht sich erklären, warum er dem wortbrüchigen Markgrafen seine Wahlstimme nicht gab und alles aufbot, die Absichten desselben zu hintertreiben. Um dies desto sichrer zu bewirken, verband er sich mit dem Erzbischof Giseler und den meisten anwesenden Fürsten heimlich durch einen Eid, die Kaiserwahl nicht jetzt, sondern erst auf einer allgemeinen Fürstenversammlung zu Werla vorzunehmen.

Alle stimmten ihm bei, nur Eckard nicht, der es wohl merkte, daß man ihn von der Wahl ausschließen wollte.

„Graf Luther! Aus was für Ursachen seid Ihr mir zuwider?“ redete Eckard verdrüslich den Bernburger an.

„Merkt Ihr nicht, daß Euch noch das vierte Rad am Wagen fehlt?“ entgegnete trotzig der Graf und verstand darunter ohne Zweifel die herzogliche Würde. Denn Eckard war ja schon Graf und doppelter Markgraf in Thüringen und Meissen, es fehlte ihm also nichts als Herzog und dann Kaiser zu seyn.

Eckard verbis seinen Unwillen über Luthers bittere Antwort und hoffte indes noch das Beste von der allgemeinen Fürstenversammlung zu Werla. Diese gieng denn endlich vor sich. Unter den Thronbewerbern war Heinrich von Baiern, ein Urenkel Heinrichs des (sogenannten) Vogelstellers, bei weitem der mächtigste und eifrigste. Schon als man Ottos Leichnam durch Baiern schaffte, bat Heinrich die Fürsten, welche ihn zu Grabe trugen, um ihre Stimmen. Willifo, Erzbischof von Mainz, ein Mann von vielem Ansehen unter den teutschen Fürsten, war sein vertrautester Freund, der alles aufbot, ihn auf den Kaiserthron zu heben. Besonders aber unterstützte ihn der erbitterte Graf Luther auf alle Art mit Rath und That. Dieser gab ihm den Einschlag, durch einen Abgesandten die Fürsten, so wie sie nach und nach in Werla ankämen, für sich zu stimmen, damit er gleich wisse, was er sich von jedem zu versehen hätte.

Heinrich von Baiern schickte deshalb einen vertrauten Offizier nach Werla, der denn die anwesenden Vornehmen auch bald

gewann, besonders durch die beiden Nichten seines Herrn, die Prinzessinnen Sophie und Adelheid.

Noch hatte Heinrichs Vertrauter nur heimlich erst seines Auftrags sich entledigt. Aber, als die Fürstenversammlung eröffnet wurde, trug er sonder Hehl die Absicht seiner Sendung vor, versicherte im Namen seines Herrn, daß alle, die ihm ihre Stimme geben würden, große Vortheile einst dafür zu gewarten hätten und die versammleten Fürsten riefen, wie mit einer Stimme: „Heinrich von Baiern solle durch Christi Beistand nach Erbrecht regieren, sie wären bereit, alles zu thun und zu lassen, was ihm lieb und leid sei.“

Mit aufgehobnen Händen wurde der Fürsten Entschlus beschworen und Heinrich von Baiern, unter dem Namen Heinrichs des Zweiten, zum teutschen Kaiser gewählt.

Wären auch bei dieser einstimmigen und schnellen Wahl Graf Luthers und Herzog Heinrichs Schleichwege nicht mit im Spiele gewesen, so dürfte man sich dem-

ohngeachtet nicht wundern, daß man auf den mächtigen und tapfern Markgrafen so wenig Rücksicht nahm; denn Eckard hatte längst durch sein stolzes Benehmen den Has, und durch die Gunst, in der er beim verblichnen Kaiser stand, den Neid der teutschen Fürsten auf sich geladen.

Eckard befand sich zwar auch zu Werla, nur nicht in der Fürstenversammlung — Aus was für Ursachen? kann ich Euch nicht sagen. Vermuthlich hegte er noch Groll im Herzen, daß die Versammlung zu Frosa ohne Entschlus aus einander gegangen war — vielleicht fürchtete er aber auch schon, daß man ihn nicht wählen würde, und wollte also der Verlegenheit entgehen, seinen Aerger darüber in der Versammlung zu verbeissen. — Wie sein ganzes Herz sich empörte, als man ihm sagte, daß er übergangen sei, kann man sich denken. Indes vernahm er die Hiobspost mit allem Anschein von Gelassenheit, und daran that er denn auch sehr wohl, denn die Wahl war nun einmal vorbei und konnte durch Saus und Braus im Augenblick nicht wieder rückgängig gemacht

werden. Allein bald vergas er diese kluge Mäßigung, und handelte ganz als ein Mann, dessen Stolz empfindlich gekränkt worden war. Dies beschleunigte seinen Untergang, — dies wies ihm, statt des teutschen Kaiserthrons, die Todtenbahre an. —

Adelheid und Sophie, die Nichten des neuen Kaisers, gaben am Abend des Wahltages in einem großen Palaste ein prächtiges Mahl. „Die Sitzstüele waren mit stadlichen Teppichen behenget vnd mancherlei Trachten auffgesetzet.“ Kurz alles war zugerichtet, Fürsten fürstlich zu empfangen. Die anwesenden Wahlherren wurden männiglich eingeladen, nur den Markgrafen Eckard schlossen die Prinzessinnen aus, vielleicht, weil er in der Reichsversammlung sich nicht eingefunden hatte — vielleicht auch, weil sie seinen unbändigen Sinn kannten, und in Gesellschaft des neuen Kaisers und der Fürsten, die Eckarden ihre Stimmen versagt hatten, nichts Gutes von ihm vermutheten.

Uebermeisterte nun der Stolz des Markgrafen nicht seine Klugheit, so durfte er

sich wenig darum kümmern, ob ein Paar Prinzessinnen ihm einen Abendimbis gaben oder nicht — so mußte er lieber gleich nach der Wahl in Thüringen die Misvergnügten, deren es nicht wenige gab, durch eine Reise von Burg zu Burg auf seine Seite bringen, und konnte endlich doch wohl noch Heinrichen von Baiern den teutschen Kaiserthron nehmen oder ihm wenigstens ziemlich theuer verkaufen. Allein dafür blieb er lieber in Werla, und — denkt Euch, wie unüberlegt — stellt sich mit seinem Schwager dem Herzog Bernhard oder Benno von Sachsen und dem Bischof Arnulf, ungebeten — bei dem nächtlichen Feste ein.

Die Prinzessinnen sind in Verlegenheit über die ungebetenen Gäste — besonders über Eckarden, dessen Stolz ihnen längst bekannt war — aber noch verlegener sind sie, als Eckard ohne Umstände die oberste Stelle an der Abendtafel einnimmt — und sichs so wohl schmecken läßt, als sei das Fest seinetwegen angestellt.

Die versammelten Fürsten nahmen diese Freiheit sehr hoch auf und begrollten nur

desto mehr den stolzen, hochfahrenden Markgrafen.

Eckard änderte also dadurch nichts zu seinem Vortheil, sondern verschlimmerte seine Sache nur desto mehr. Indes überlegte er doch mit dem Herzog Hermann von Schwaben und einigen niedersächsischen und westphälischen Fürsten, was nun zu seinem und des Reichs Vortheil zu thun sei.

Den folgenden Tag schwang er sich auf sein Roß, segnete in Gedanken seine Freunde, schrieb sich alle seine Widersacher sorgfältig hinters Ohr und trabte so, begleitet vom Bischof Gernward, mit Groll im Herzen und großen Plänen im Kopfe nach Hildesheim, zum Bischof Bernward, der ihm aufs prächtigste Azung und Pflege reichte, als sei gleich der neue Kaiser in seinem Hause eingezogen. Das gab nun dem Markgrafen frischen Muth. Mit glatten Worten stellte er dem Bischoffe seine Sache vor, wünschte, daß dieser eine neue, ihm günstigere Versammlung der Stände zu Duisburg vorschlagen möchte, und träumte schon im Geiste von einer glück-

lichen Wendung der Dinge, als er den Bischof für seine Entwürfe nichts weniger als abgeneigt fand.

Beseelt von Hofnung eines glänzenden Erfolges, ritt er von Hildesheim weiter nach Paderborn, zum Bischof Rhetarius, um auch die Gesinnungen dieses geistlichen Herrn zu erforschen. Allein man schlos die Stadtthore vor ihm zu — Das waren eben nicht die besten Aussichten. Doch bald wurden sie auf Befehl des Bischofs wieder geöffnet. Eckard wußte wohl, daß man bei einem Bischoffe dem Altare eben die Ehrerbietung bezeigen müsse, als bei einem Ritter dem Schwerdte und der Rüstung. Sein erster Gang war also nach der Kirche, um da seine Andacht zu verrichten. Dann erst begab er sich zum Bischof. Das war nun freilich nichts weiter als religiöse Heuchelei; denn an des Bischofs Stimme bei der Kaiserwahl lag ihm mehr, als an dem Altare desselben — Allein der Stolze verlarvt sich oft gern mit der Maske des Betrugs, wenn er nur seine Absichten zu erreichen glaubt.

Bischof Rhetarius nahm den Markgrafen nun sehr gut auf, und bewirthete ihn zum Abend gar köstlich. Indes der gefüllte Humpen wacker geleert wurde, brachte Eckard seinen Plan zum Vorschein und hoffte nichts sicherer, als daß der Bischof ihn gut heissen würde. Allein weit gefehlt. Rhetarius sagte ihm mit dürren Worten, „daß die neue Fürstenversammlung zu Duisburg nicht statt haben könne," und aus allen Aeuserungen seines geistlichen Wirths konnte Eckard leicht abnehmen, daß hier nicht viel Gutes für ihn zu erwarten sei.

Jetzt erst fiel es ihm ein, nach Thüringen zu gehen und dort alles für sich in Thätigkeit zu setzen. Herzog Bernhard, sein Schwager, sollte indes die Wahl zu Werla für ungültig erklären, und Herzog Hermann von Schwaben Heinrichs Krönung so lange nur möglich zu hindern suchen. Allein der Markgraf sah weder Thüringen noch Meissen wieder.

Während er noch beim Bischof zu Paderborn verweilte, ergieng von Rom aus

über ihn der Bannfluch *). Rhetarius durfte ihn nun natürlich in seinem Hause nicht schützen und schirmen, geschweige denn so hochwichtige Unterhandlungen mit ihm pflegen.

Eckard schwang sich also eilends auf sein Roß und trabte nach Nordheim **) zu seinem Vetter, dem Grafen Siegfried. Dieser empfieng ihn zwar aufs freundschaftlichste, und nöthigte ihn, einen Tag und eine Nacht bei ihm Herberge zu nehmen. Allein das war nichts als Verstellung; Graf Siegfried dachte schon auf Eckards Tod, während er traulichen Handschlag ihm reichte. Desto aufrichtiger aber war Adelheid, oder Edelinde, Siegfrieds Hausfrau. Diese meldete ihm heimlich, daß ihre Stiefsöhne, Siegfried und Benno, nebst ihren Brüdern, Heinrich und Otto und andern Verschwornen, ihm nach dem Leben trachteten, und schon Laurer ausgestellt hätten, ihn bei Nacht zu

*) Und zwar, wie man sagt deswegen, weil er in einem Jahre zwei Päpste, die ihm nicht günstig waren, habe umbringen lassen. —

**) Andere sagen nach Bernburg.

überfallen — wenn ihm sein Leben lieb wäre, möchte er also anderswo übernachten und auch einen andern und sicherern Weg nach Thüringen einschlagen.

Eckard erkannte Frau Adelheids Warnung mit Dank, entgegnete ihr aber, daß er sich vor einem Ueberfalle nicht fürchte, und daß er deshalb keinen andern Weg einschlagen werde und auch nicht könne.

Schnell brach er nun mit seinem Gefolge auf, und zog die gewöhnliche Straße. Doch brauchte er alle Vorsicht, lies durch die Seinen die Gegenden ringsum auskundschaften, sprach allen Muth zu und zog so ganz ruhig weiter.

Indes hatten die Verschwornen die Kundschafter des Markgrafen gesehen, wagten aber bei Tage keinen Angriff — wie denn Bösewichter gemeiniglich feigherzig sind — sondern blieben in ihren Schlupfwinkeln und verbanden sich durch Handschlag, den Mord bis gegen Mitternacht zu verschieben.

Als der Tag zu Rüste gieng, erreichte der nur zu sichere Markgraf Apolda oder

Pölde, (damals Politz) im Fürstenthum Grubenhagen, eine kaiserliche Meierei *)

*) Kaiser Heinrich der Zweite hielt sich nachher oft hier auf. Diese kaiserlichen Meiereien oder Landgüter sind in der teutschen Geschichte sehr merkwürdig, weil sie nicht selten der Grund großer und blühender Reichsstädte waren. Allgemeine Auflagen und Abgaben gab es in jenen Zeiten noch nicht, sondern die Kaiser zogen die Einkünfte, den Hof und die Ihrigen zu erhalten, aus ihren Meiereien. Mit Erweiterung der Reichsgrenzen durch Siege über die wilden Slaven an der Weser, Elbe und Oder, wurden auch der kaiserlichen Landgüter immer mehrere. Ueberall legte man Grenzschlösser an, die unfriedlichen Nachbarn in Respekt zu erhalten, und die Besatzungen dieser Burgen — wovon hätten sie leben sollen, wenn nicht kaiserliche Meiereien sie mit Viktualien aller Art versorgten; denn Städte mit vollen Märkten, wo man täglich alle Bedürfnisse zum Kaufen fand, wie jetzt, gab es damals noch nicht. Ausser den Viktualien brauchten aber die Burgmannen auch Kleidung und viele andere Bedürfnisse. In Teutschland fertigte man damals nur grobe Leinwand, Zwillig und wollene Wämse. Die Kaiser liesen also auf ihren Meiereien Flachs und Wolle zu Kleidern spinnen und verweben, und was sie selbst mit den Ihrigen nicht brauchten, konnten die Weber nun an die Burgmannen in der Nähe verkaufen. Dies lockte denn bald mehrere Künstler und Handwerker, auf kaiserlichen Meiereien sich niederzulassen. Die Kaiser gewannen dabei, und sahen daher die neuen Ansiedler recht gern. Das kann man aus einem Befehl Kaiser Karls des Großen im Jahr 783

zwischen Nordheim und Nordhausen. Hier beschlos er zu übernachten. Sorglos nahm er den Nachtimbis und sorglos legte er sich in einem großen, getäfelten und mit einem Feuerheerde versehenen Gemache nieder. Nur Wenige der Seinen blieben bei ihm. Auf dem Hausboden herbergten die

schließen, in welchem er den Voigten seiner Meiereien befiehlt, „für gute Künstler, besonders Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuster, Wagner, Schildmacher, Vogelabrichter, Seifensieder, Brauer und Netzmacher zu sorgen, ihnen Wohnungen zu bauen und sie in seine Dienste zu nehmen.“ Noch mehr Ansehen gewannen die Meiereien dadurch, daß sie wechselsweise auch die Residenzen der Kaiser waren. Bis zu Maximilians Zeiten wohnten diese, wenn nicht Heereszüge oder Reichsgeschäfte sie wegriefen, auf ihren Meierhöfen, bald da bald dort, so lange der Vorrath an Viktualien und Bedürfnissen dauerte; dann zogen sie weiter auf einen andern Hof. Gefiel es ihnen auf diesem oder jenem besonders, so hielten sie sich wohl gar einen grosen Theil ihrer Regierungszeit da auf, liesen Paläste und Kirchen bauen, und zogen eine Menge Menschen durch ihre Gegenwart hieher. Die Meierei, welche so lange der kaiserlichen Gegenwart sich erfreuen konnte, ward bald lebhaft und blühend und verwandelte sich unvermerkt in eine ansehnliche Stadt, die, wenn sich ihr der Kaiser besonders geneigt beweisen wollte, nachher zur freien Reichsstadt erhoben wurde. —

übrigen. Schachmatt von den Beschwerden und Fährlichkeiten der Reise und in der ruhigen Ueberzeugung, daß kein nächtlicher Anfall zu befürchten sei, versanken alle bald in tiefen Schlummer. Auch Eckard schlief ein und träumte vielleicht von der Kaiserkrone, indes seine Mörder der Herberge sich näherten, einen Löwen im Schlafe zu tödten, der ihnen wachend zu fürchterlich war.

Mit Lärm und Geschrei stürzten sie auf die Thüren und Fenster der Herberge los. Eckard erwacht von dem Getöse, alles ist dunkel um ihn her — das Feuer auf dem Heerde ist im Verlöschen und glimmt nur noch spärlich. — Wüthend aufspringen und die Flamme mit seinen Unterkleidern anfachen, ist eins. Ja, damit sie fein hell brenne, wirft er sogar seinen Mantel und andere Sachen hinein. Sobald er nur einigermaßen um sich sehen kann, schlägt er selbst ein Fenster in Stücken, um sich desto freier und herzhafter vertheidigen zu können. Dadurch aber gab er seinen Feinden nur desto bessern Spielraum und bereitete sich den Tod.

Sein tapfrer Freund, Ritter Hermann, stürzt nach der Thüre und — wird ein Raub des Schwerdtes der Meuchelmörder. Ritter Adolf, der seinem Herrn von aussen zu Hülfe eilt, hat das nämliche Schicksal — Erminold, der kaiserliche Hausvoigt und Rentmeister kämpft eben so wacker für seinen fürstlichen Gast und — wird verwundet und wehrlos — die Bürde des Kampfes liegt nun allein auf dem Markgrafen, der durchs Fenster wie ein Löwe, aber — fruchtlos kämpft — Herr Siegfried stößt ihm von der Seite die Lanze in den Hintertheil des Halses — er sinkt und stirbt. —

Die Meuchelmörder dringen nun, da kein wackrer Kämpe mehr sie aufhält, ins Gemach, hauen Eckarden den Kopf ab, plündern ihn rein aus, schwingen sich dann frölich auf ihre Rosse und jagen mit verhängtem Zügel davon.

Die Gefährten auf dem Hausboden musten einen Todenschlaf haben, daß sie von dem Schwarm, von dem Schwerdterklang und Getümmel nichts hörten, denn

sie kamen erst herunter als die Mörder schon fort waren. Doch vermuthlich hörten sie alles gar wohl, „waren aber faule tropfen, halffen jhrem Herren in der noth gar nicht“ und hatten das Herz nicht am rechten Fleck sitzen; denn sie sahen die blutende Leiche des Markgrafen, ohne, von edler Rache beseelt, die Mörder zu verfolgen.

Der 30ste April im Jahre 1002 war Eckards Todestag. Er nahm den Ruhm eines tapfern, klugen, unternehmenden und väterlichgesinnten*) — aber auch die Nachrede eines stolzen und ehrsüchtigen Fürsten mit ins Grab. War Eckard mit zwei Markgrafthümern zufrieden, streckte er nicht die Hand nach einer Krone, die ohnedem ihrem Besitzer mehr Ruhm, als Ruhe giebt — betrug er sich nicht so übermüthig als sein stolzer Plan schon gescheitert war, so konnte er wahrscheinlich noch lange der Grenzvertheidiger der Meisner und Thürin-

*) Bischof Dirtmar in seiner Merseburgischen Chronik nennt ihn: eine Zierde des Reiths, einen Trost des Vaterlandes, eine Stütze derer, die ihm anvertraut waren, ein Schrecken der Feinde.

ger und der Vater seiner Familie seyn *) — so starb er vielleicht ritterlich auf dem Schlachtfelde, oder in den Armen der Seinigen und nicht unter den Lanzen meuchelmörderischer Buben.

Warum Graf Siegfried Eckarden so boshaft aus der Welt schafte? läßt sich nicht mit Gewisheit bestimmen. Hat es mit der Sage seine Richtigkeit, daß Eckard einst den Kaiser dahin vermochte, Heinrichen, Siegfrieds Sohn, mit Riemen peitschen zu lassen, so kann man es sich wohl erklären, warum dieser auf blutige Rache sann. Aber allem Anscheine nach ist und bleibt dies nur eine Sage. Denn wäre Eckard einer solchen Härte gegen Graf Siegfrieds Sohn sich bewußt gewesen, so würde er gewis nicht Azung und Pflege auf der Wanderschaft bei ihm gesucht haben. — Was konnte er von einem Ritter, dessen Kind er so gröblich hatte be-

*) Er hinterlies eine Gemahlinn, Swanhilde, Hermann Billings, Herzogs von Sachsen, Tochter und Thimos des Dritten, Markgrafen in Meissen und der Lausitz, Wittwe. Mit dieser hatte er vier Söhne und drei Töchter.

schimpfen lassen, für ein freundschaftliches Gesicht erwarten? — Hatte er in jenen Zeiten, wo man für jede Beleidigung meist blutig sich rächte, nicht das Schlimmste in der Burg des Grafen Siegfried zu befürchten? —

Wahrscheinlicher stand Siegfried in Verbindung mit den Prinzessinnen, Sophie und Adelheid, bei welchen Eckard ungebeten zum Abendimbis erschien und noch dazu ohne Umstände die oberste Stelle einnahm. Das war in den Augen der Prinzessinnen eine Verwegenheit, die eben die Ahndung verdiente, als wenn ein Ritter des andern Burg überfiel, die Mannen tödtete, das Vieh wegtrieb, und die Kostbarkeiten raubte. Eckard soll bei der Tafel verschiedene harte Drohworte haben fallen lassen — das läßt sich von einem so stolzen und erbitterten Manne leicht denken. — Vermuthlich hörten diese die Prinzessinnen selbst oder man brachte sie ihnen doch bald zu Ohren. Vermuthlich gaben sie ihrem Freunde, dem Grafen Siegfried, sogleich Kunde von den Unbilden des Markgrafen und baten ihn, die Gelegenheit

wohl in Acht zu nehmen, wenn er sich an dem stolzen Eckard rächen könnte.

Die Kunde von Eckards Tod kam bald vor seine verwaisete Familie, verbreitete sich schnell in ganz Thüringen. Swanehilde, seine Hausfrau, zog tiefgebeugt dem Leichnam entgegen, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Eckards Sohn, Graf Hermann, belagerte eben mit vielem Kriegsvolk Weimar, auf Befehl seines Vaters, um einen alten frommen Herrn, den Grafen Wilhelm, dessen Sohn zwei Ritter, Wittekind und Hermann, gemordet hatte, zum Schwur zu nöthigen, daß er vor dem Markgrafen sich stellen und erfüllen wollte, was ihm dieser auflegen würde. Hier brachte man ihm die Botschaft von dem Tode seines Vaters. Sogleich hob er die Belagerung auf und zog hin zum väterlichen Leichnam. Bruder Alfker, der Abt des Ortes, besuchte den Leichnam, empfahl die entflohene Seele Gott, las ihr eine Messe und entlies in Frieden die Gebeugten, die ihren theuern Verblichenen in dem Dorf Großenjena bei Jena beisetzten. Viele Jahre nachher wurde er nach Naumburg

geschaft *). Dreißig Tage nach der Beerdigung zog Swanehilde mit ihrem Sohne nach Meissen.

Frau Swanehilde, welche, wie die Chronik sagt, „wegen ihrer Pracht und ihres Ehrgeitzes auch mit verpannisirt war," lebte nach ihres

*) Ein altes Manuscript: Gründliche und ausführliche Beschreibung der uralten Veste Dainburg (in Graf Beusts Beiträgen zur sächs. Gesch. St. II.) erzählt die Beerdigung gerade umgekehrt. Diesem zufolge führte Swanehilde mit ihrem Sohn Hermann den entseelten Markgrafen nach Naumburg, um ihn in der neugebauten bischöflichen Kirche beisetzen zu lassen. Allein der Bischof und sein Kapitel weigerten sich des, weil Eckard, mit dem Bannfluch belegt, gestorben war und deshalb schafte nun Swanhilde den Leichnam nach Kaina oder Jena, wo er in einer Kapelle des von ihm selbst erbauten Schlosses beigesetzt wurde. Ein Epitaphium erhielt er nicht, weil er im Bann gestorben war. Ja seine eignen Brüder, Gunzelin und Bruno, sollen in dem Kriege, welchen sie mit Eckards Sohne, Eckard dem Zweiten, führten, bei Eroberung der Kainaburg (des Schlosses zu Jena) den Leichnam ihres Bruders aus der Gruft genommen und in die Saale geworfen haben, weil ihm, als einem im Banne Gestorbenen, ein ehrliches Grab nicht gehöre. — Welche Barbarei des Mittelalters! wenn diese Sage mehr als Sage ist.

Herrn Tode in steter Unruhe und Kümmernis, wozu denn, außer dem Bannfluch, auch der Krieg nicht wenig beitrug, den ihr ältester Sohn, Eckard der Zweite, mit des Vaters Brüdern führen mußte. Betrübt und lebenssatt gesegnete sie das Zeitliche den 22. November 1014 in ihrem 86sten Jahre.

Heinrich der Erste,

Graf von Eilenburg,

auf der Flucht.

Die Entschlossenheit eines achtjährigen Knaben zeichne ich Euch diesmal, junge Bürger des Vaterlandes — und ich denke, Ihr sollt dem kleinen Grafen Heinrich und seinem mitflüchtigen Freunde, Eure Bewunderung und Theilnahme nicht versagen. — Die Szene spielt im eilften Jahrhunderte. —

In Sachsen und in einem großen Theile von Teutschland sah es damals ziemlich unruhig aus. Kaiser Heinrich der Vierte drückte die sächsischen Fürsten auf alle Art, hielt den Herzog von Sachsen, Magnus, in engem Gewahrsam, legte auf allen erhabnen Orten tüchtige Vesten an, und sah nicht scheel dazu, wenn die hineingelegten Besatzungen die Anwohner der Vesten neckten, bestahlen und Plackereien aller Art an ihnen verübten.

Er selbst betrug sich herrisch gegen die Fürsten, und behandelte oft die angesehensten, als ob ihnen zu kaiserlichen Bedienten nichts fehle als die Livree. Nur ein Beispiel mag Euch dies beweisen.

Unter dem triftigen Vorwande, als habe er wichtige Reichsangelegenheiten zu unterhandeln, beschied er die sächsischen Fürsten auf den Petri Paultag 1073 nach Goslar. Sie kamen und harrten ihres Kaisers im Vorzimmer vom Morgen bis auf den Abend mit nüchternem Magen. Heinrich vertrieb sich indes die Zeit mit Bretspiel und andern kleinlichen Dingen, kümmerte sich nicht um die Harrenden und entwich durch eine Hinterthüre, ohne sie gesehen, oder ihnen auch nur einige Nachricht von sich gegeben zu haben. — Aehnliche Beweise von Stolz und Verachtung gab Heinrich den sächsischen Fürsten nicht selten und diese fühlten auch tief die angethane Schmach.

Dem hochfahrenden Kaiser sein Handwerk, das auf nichts weniger, als auf eine gänzliche Unterjochung hinauszulaufen schien, bald und derb zu legen, war längst ihr

sehnliches Begehr. Es kam zu offener Fehde, wozu denn der Erzbischof Siegfried von Mainz gewis das meiste beitrug. Längst schon hatte dieser von Thüringen den Zehnten verlangt, aber vergebens — Jetzt fand sich eine gute Gelegenheit, diese alten Forderungen zu erneuern. Siegfried überredete den Kaiser, ihm den größten Theil des thüringischen Zehnten zu schenken. Heinrich, der gern von seiner Gemahlinn, einer italienischen Prinzessinn, geschieden seyn wollte und wohl wußte, daß Siegfried ihm dazu bei dem Papst förderlich und dienstlich seyn konnte, bestätigte die Schenkung. Die thüringischen Fürsten aber weigerten sich als Männer. Da zischelte der schlaue Siegfried dem Kaiser in die Ohren, daß Thüringens Fürsten Empörer wären, die gezüchtigt werden müßten. — Der Erzbischof gab ungeheure Summen dazu her und er gab sie gern, weil sie dienen sollten, sein Müthchen an Thüringen zu kühlen. — So entstand denn der sogenannte sächsische Krieg, der einen großen Theil Teutschlands, und besonders Sachsen, verwüstete.

Dedo der Erste, Markgraf von Meissen aus dem Bussischen Hause *), ein Urenkel des Grafen Dietrich, des Stammvaters dieses Hauses, hatte schon wegen einiger Güter in Thüringen, auf Anreizen seiner Hausfrau, der stolzen Adela **), dem Kaiser Fehde angeboten, war aber so übel dabei weggekommen, daß er sogar in Gefangenschaft gerieth, und seine Freiheit

*) Die Grafen von Wettin waren ein altes thüringisches Geschlecht, welche den Namen Burkhard, zusammengezogen Bucco, Bußo, oder Buz, als ihren Lieblingsnamen, lange Zeit führten. Das Haus der Grafen von Wettin ist das eigentliche Stammhaus unsers jetzigen Kurhauses, und es verdient um deswillen ganz besonders Eure Aufmerksamkeit.

**) Adela von Brabant, geboren zu Löwen, in den kaiserlichen Niederlanden, war des meisnischen Markgrafen, Otto von Orlamünde, hinterlassene Wittwe. Dedos erste Gemahlinn war Oda, die Wittwe des Grafen Wilhelms zu Weimar. Von dieser hatte er Dedo den Jüngern und Adelheid, von jener Heinrich von Eilenburg und Konrad. Adela war eine stolze herrschsüchtige Frau, die ihren Gemahl sehr gut zur Ausführung ihrer herrschsüchtigen Pläne und Kabalen zu bringen wußte, und ihre Stiefkinder sehr hart behandelte. Daher diente Dedo der Jüngere, blos aus Haß gegen seine Stiefmutter, dem Kaiser gegen seinen eignen Vater.

nicht eher wieder erlangte, als bis er einen Theil seiner thüringischen Besitzungen abtrat. Dedo, schüchtern durch das Vergangene, fürchtete sich vor der Zukunft, und hatte nicht Lust, die schwere Hand des Kaisers vielleicht noch einmal, und wohl gar derber, zu fühlen. Deshalb stimmte er nicht den Verbindungen der Fürsten in Sachsen und Thüringen gegen Heinrichen bei, und suchte die unruhigen Köpfe auf alle Art zu besänftigen. Aber das war nun zu spät. Die offene Fehde brach aus und Dedo mußte dem Bunde der Fürsten beitreten, wenn er nicht für einen Verräther gelten wollte. Sechszigtausend wackere Kämpen aus Sachsen und Thüringen bewiesen Heinrichen bald, daß er wohl seine Bedienten, nicht aber mächtige Fürsten im Vorzimmer warten lassen konnte. Indes brachte es Dedo doch (im Jahr 1074) zu einem Vergleich zwischen Heinrichen und den verbündeten Fürsten, der zwar Dedo wieder etwas in kaiserliche Gunst brachte, aber von kurzer Dauer war. Heinrich legte im folgenden Jahre aufs neue die Hand ans Schwerd und rückte mit einer mächtigen Armee in

Meissen ein, um von da die Sachsen und Thüringer für ihre Widerspenstigkeit, wie er die gerechte Sache der Gekränkten nannte, zu züchtigen.

Markgraf Dedo lag eben auf dem Siechbette ohne Hofnung zu genesen, als Heinrich, mit Hülfe des Herzogs der Böhmen, Wratislaw, Meissen eroberte. Seiner Hausfrau, Adela, mochte nun wohl, am Siechbette, so mancher Stich durchs Herz gehen, wenn sie ihre Lage überdachte. Der Kaiser, beleidigt von dem Markgrafen, und zwar — auf ihre Eingebungen — zog siegreich im Meisnischen ein, und drohte, die Ungehorsamen die Ruthe seiner Gerechtigkeit, oder vielmehr seines Zorns, fühlen zu lassen. — Herr Dedo, der Sieche, vermochte, weder durch Worte noch Thaten, etwas für sie zu thun — ihr Stiefsohn, Dedo der Jüngere *), hatte selbst dem Kaiser, aus Haß gegen sie, gedient, und deshalb konnte sie leicht denken, daß dieser dem hochfahrenden Heinreich nicht die beste Schilderung von ihr

*) Wurde in der Folge meuchlings auf dem heimlichen Gemach ermordet.

gegeben haben würde — ihre beiden leiblichen Söhne, Heinrich und Konrad *), waren noch Kinder, von denen sich natürlich keine Grosthaten erwarten ließen — die markgräfliche Würde erbte nicht auf die Söhne fort, und doch schmeichelte es ihrem Stolze, sie einem derselben zu erhalten. — Dies alles drang ihr den sonderbaren Entschlus ab, ihren ältesten Sohn, Heinrich, dem Kaiser als Geisel zu überliefern. Dies, glaubte sie, sollte ihn überreden, daß sie es treu mit ihm meine — sollte ihn dahin bringen, die Markgrafenwürde nicht von ihrem Hause zu nehmen. —

Frau Adela rechnete, wie Ihr seht, sehr gut, aber das Fazit entsprach doch nicht ihren Wünschen. Herzog Wratislaw von Böhmen, der dem Kaiser so wacker beigestanden hatte, ward für treugeleistete Dienste, zum Markgrafen in der Lausitz und dann auch in Meissen ernannt.

Der kleine Heinrich war erst sechs Jahre alt, da ihn seine Mutter als Geisel

*) Wurde in der Folge von den heidnischen Wenden erschlagen.

dem Kaiser überlieferte. Dieser vertraute ihn, und den Sohn eines Markgrafen, Otto von Stade, einem seiner Minister, Eberhard, mit der ausdrücklichen Weisung, die kleinen Geiseln nicht wie Gefangene, sondern ihrem Stande gemäs zu behandeln; doch sollte er auf beide ein wachsames Auge haben, und sie nicht müssig gehen lassen.

Die beiden Knaben waren von gleichem Alter und hatten gleiches Schicksal — Dies machte sie bald zu den herzlichsten Freunden, die einander alles an den Augen absahen. Herr Eberhard war kein mürrischer Mann, der gleich eine saure Miene machte und die Stirne in Falten zog, wenn die Buben in ihren Erholungsstunden sich durch Spiele die Zeit vertrieben. In und ausser dem Schlosse konnten sie mit andern jungen Gesellen ihres Alters sich herumtummeln, brav springen und laufen. Das sah Herr Eberhard gern. Uebrigens lies er sie standesmäsig erziehen und unterrichten und so brachten sie es denn in den Hauptsachen der damaligen Erziehung junger Ritter, im Fechten und Reiten, bald so weit, daß es

eine Lust war, die kleinen Buben zu sehen. Ja Herr Eberhard nahm sie oft selbst mit auf die Jagd, damit sie immer mehr sich im Reiten üben möchten. —

Aber war es denn auch eine Lust, sie im Lateinischen und Griechischen, in der Religion, im Schreiben und Rechnen, in der Geographie und Geschichte zu examiniren? — fragt Ihr mich, junge Freunde — und da mus ich Euch offenherzig gestehen, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach, in diesen Dingen ziemlich schlecht beschlagen seyn mochten. »Und doch hatten sie eine standesmäsige Erziehung genossen? und doch war Herr Eberhard damit zufrieden, daß sie nur fechten und reiten konnten?“

Völlig zufrieden, sage ich Euch, und er mußte es auch, nach den damaligen Begriffen von Bildung und Erziehung der Jugend, seyn — Erinnert Euch nur, daß die beiden Knaben vor 700 — sage siebenhundert Jahren lebten — und daß es da noch keine Weiße, Campe, Rochow, Salzmann, Trapp, Resewitz und wie die edlen Männer alle heissen, gab, die so viel für Eure Bildung gethan haben.

Seht Euch genau das Gemälde an, welches ich jetzt von der damaligen Erziehung entwerfen will, und dann hoffe ich, sollt Ihr, mit Herrn Eberhard, die beiden jungen Grafen auch beim Fechten und Reiten so herzlich loben, als ob sie eine Stelle aus dem Livius brav exponirt oder historische Fragen mit aller Genauigkeit beantwortet hätten.

Die Geistlichkeit war in jenen dunkeln Zeiten fast im alleinigen Besitz der Gelehrsamkeit und die Schreibekunst fast nur bei ihr anzutreffen; daher nannte man sie denn gemeiniglich auch nur die geistliche Kunst. Die Geistlichen waren also ganz allein die Männer, denen die Nation das große Geschäft der Erziehung und Bildung der Jugend aufgetragen hatte. Hört nun einmal, wie diese Meister größtentheils beschlagen waren, und dann schließt weiter auf die Schüler. —

Nur wenige ausgenommen, waren fast alle Männer ohne Kenntnisse und voll des gröbsten Aberglaubens. Wenn ein Geistlicher die Messe, die Episteln und Evangelien beim Gottesdienste lateinisch ablesen

und sie allenfalls buchstäblich übersetzen konnte; wenn er Singularis und Pluralis, Masculinum und Foemininum richtig zu setzen wußte — wenn er seine Gebete vor dem Altare gut absang und die Kirchengebräuche ohne Fehl verrichtete — wenn er die sieben Buspsalmen auswendig wußte — die Homilien des heil. Gregorius *), die Auslegung des Glaubensbekenntnisses, der zehn Gebote und des Vaterunsers, welche einige Gelehrte damals bekannt machten, im Hause hatte **) — so war er ein tüchtiger Mann, der einem geistlichen Amte wohl vorstehen konnte. Den Ruf eines großen Mannes aber und eine vornehmere und fettere Pfründe erlangte er sogleich, wenn er nur etwas Lateinisch sprechen, das päpstliche Recht ein wenig auslegen, einen schlechten Reim fertigen konnte, oder eine Urkunde aufzusetzen wußte.

*) Kurze Auszüge aus den Predigten der Kirchenväter, welche Evangelientexte erklären.

**) Das waren gemeiniglich die Werke, aus welchen die Bibliothek eines damaligen Geistlichen bestand. Die ganze Bibel traf man nur selten bei einem an, und nach griechischen und guten lateinischen Werken durfte man gar nicht fragen.

Ihr bespöttelt diese Unwissenheit, junge Freunde, und meint, daß Ihr im zehnten und zwölften Jahre wohl mehr schon wisset, als damals ein Mönch oder Bischof von vierzig und funfzig Jahren. — Aber hört erst, wie schwer es in jenen Zeiten hielt, Bildung zu erhalten, erinnert Euch dabei, wie früh und leicht Ihr sie jetzt erlangt — und — Ihr werdet dann nicht mehr spotten, sondern Mitleiden haben. — —

Fast alle Hülfsmittel, durch welche man jetzt Kenntnisse schnell sich erwerben, schnell sie verbreiten kann, fehlten damals. — Die Buchdruckerkunst, dieses vorzügliche Beförderungsmittel der Gelehrsamkeit, war noch nicht erfunden. Die Bücher wurden in den Klöstern abgeschrieben und dies vertheuerte ihren Werth auserordentlich. Teutschland hatte nur noch wenige Städte — der Verkehr derselben war geringe — Posten gab es noch nicht, welche das Reisen erleichtert hätten — die Klöster, als die alleinigen Pflanzschulen der Gelehrsamkeit, lagen weit aus einander. Wenn also auch hie und da ein Mann sich Kenntnisse erworben hatte, so fehlte es ihm an Gelegenheit,

andern sie mitzutheilen und neue dafür einzutauschen — er mußte selbst eine weite, mühsame und gefahrvolle Reise von einem Kloster, von einem Dome zum andern unternehmen, wenn er andere lehren oder von ihnen belehrt seyn wollte. So reiste der Abt Wittichind, Vorsteher der Klosterschule zu Corvey, von den Ufern der Weser nach Hirschau in Schwaben, blos um den damals so berühmten Gelehrten Meginrad zu benutzen — Nur Reiche konnten also damals gelehrt werden. Arme durften so leicht nicht daran denken.

Desto eher, meint Ihr, konnte also der Adel gelehrt werden — und Herr Eberhard verdiente also doch Euern Tadel, daß er mit der Erziehung seiner reichen Gefangnen nur beim Reiten, Fechten und Jagen es bewenden lies. —

Aber wenn nun der Adel, nach seinen damaligen Verhältnissen, der Gelehrsamkeit, ja sogar des Lesens und Schreibens entbehren zu können glaubte — wenn es nun für allgemeine und unbestrittene Regel galt, daß die Gelehrsamkeit nur für die Geistlichen sich schicke? — und so war es damals wirk-

lich — Die väterliche Burg zu schützen und zu erhalten — wenn man nichts mehr im Geldkasten, in Küche und Keller hatte, auf den Heerstraßen zu rauben und zu plündern — für seinen Lehnsherrn in den Krieg zu ziehen — jeden Schimpf und Hohn sogleich blutig zu rächen und wenn es nichts zu balgen gab, daheim zu sitzen und den gefüllten Humpen zu leeren — das war die gewöhnliche Bestimmung des Adels. Zu Männern, die mit den Landesangelegenheiten sich abgeben konnten, zu Staatsmännern und Gelehrten bildeten sich nur Wenige — Ihre Fürsten selbst gaben ihnen aber auch kein besseres Beispiel; viele derselben konnten ja weder lesen noch schreiben, geschweige denn, daß sie um andere gelehrte Kenntnisse sich bekümmert hätten *).

*) Karl der Grose, der übrigens Wissenschaften und Künste schätzte, lernte doch erst im Alter, und mitten unter seinen Regierungsgeschäften, schreiben — Otto der Grose beschäftigte sich in seiner Jugend nur mit Pferden und Waffen und lernte in seinen männlichen Jahren erst lesen und schreiben. — Die Kaiserinn Mathilde, Heinrichs des Ersten Gemahlinn, lernte erst nach ihres Gemahls Tode lesen und unterrichtete auch ihre Frauenzimmer darinn. — Das

Daher galt denn auch dem Ritter die körperliche Bildung seines Sohns über alles — die geistige überlies er seinem Schloskaplan, der zugleich die Stelle des Hausmeyers, Bubenzuchtmeisters oder Hofmeisters vertreten mußte, — und betete dieser dem aufblühenden Ritter nur Gebete so lange vor, bis er sie auswendig konnte — füllte er ihm den Kopf mit Aberglauben und verkehrten Religionsbegriffen — so glaubte er alles gethan zu haben, was er zu thun schuldig war. Die Aeltern waren denn auch gar wohl damit zufrieden; die Lehrstunden des Schlos-

Latein hatte damals in der großen Welt den nämlichen Rang, als jetzt das Französische, und doch verstanden viele Fürsten nichts davon. So mußte Kaiser Maximilian den Pfalzgrafen Ludwig im Alter noch bereden, lateinisch zu lernen. Herzog Eberhard von Würtenberg kam in nicht geringe Verlegenheit, wenn die Umstände oder Ehre es forderten, lateinisch zu sprechen. Ja er mußte sich sogar Leute halten, die für ihn sprachen. — Kaiser Heinrich der Vierte versicherte bei einer gewissen Gelegenheit den Erzbischof von Speier nicht ohne Stolz — daß er Gebete lesen, ja sogar selbst verfertigen könnte — Aehnliche Beispiele bietet die Geschichte des Mittelalters in Menge dar —

kaplans galten ihnen ohnedem nur für Nebensache; weit höher achteten sie die körperliche Bildung des Jungherrn und es dünkte sie erquicklicher, ihn reiten und fechten, als beten, lesen oder schreiben zu sehen. Der eigentliche Gang der körperlichen Erziehung des jungen Ritters war ohngefähr folgender:

Bis ins siebente Jahr stand er unter weiblicher Aufsicht, er mochte nun der Sohn eines gemeinen Ritters, oder eines Herzogs und Königs seyn. Dann wurde er Männern überlassen, die ihm eine ernsthafte und strenge Bildung gaben. Für die Knaben armer Ritter waren in fürstlichen Schlössern Anstalten, wo sie zum Ritterdienst erzogen wurden, und wo man ihnen denn besonders Reiten, Fechten, Werfen, den ganzen Waffendienst und andere körperliche Uebungen beibrachte, und dabei beständig Ehrfurcht gegen den hohen Geist des Ritterwesens einflößte. Selbst die Erholungsstunden waren Spielen gewidmet, die darauf abzweckten. Die kleinen Buben warfen Steine oder Pfeile in eine grose Entfernung, vertheidigten einen Ort oder

Weg, den ihre Gespielen angriffen, verwandelten ihre Mützen in Sturmhauben und Helme und hielten so Turniere im verjüngten Maasstabe. Dies alles machte denn aber auch handfeste und wackere Kämpen, und es war nichts Seltenes, Buben von 12 Jahren mit in den Krieg ziehen und wie Männer fechten zu sehen. Der Marschall von Bouccicaut hatte noch nicht das zwölfte Jahr erreicht, als er schon Heldenthaten im Kriege übte. Ein Flamländer, gros und von mächtigem Knochenbau, schlug dem Knaben die Streitaxt aus der Hand mit den Worten: „Geh Kind und trinke Milch!“ Das wurmte den Knaben. „Spielen die Kinder in Deinem Lande auch solche Spiele?“ entgegnete er spöttisch dem Flamländer und stieß ihm den Dolch zwischen die Rippen, daß er hinsank. — „Sie lernen eher reiten als reden,“ sagt ein alter Geschichtschreiber von den jungen Teutschen des Mittelalters, „Kälte und Hitze sind ihre Gefährten, Arbeit ihr Freund; die Waffen tragen sie so leicht, als andere Menschen Arme und Beine tragen.“ Am besten werdet Ihr die

damalige Erziehung kennen lernen, wenn ich Euch die Schilderung hersetze, welche der Biograph jenes Bouccicauts von den Jugendjahren desselben entwirft: „Jetzt," heißt es von ihm, „machte er einen Versuch in voller Rüstung auf ein Roß zu springen; dann lief oder gieng er lange Zeit zu Fusse, um sich einen langen Odem anzugewöhnen und Beschwerlichkeiten lange aushalten zu können; ein andermal schlug er heftig mit einem Hammer oder einer Axt auf grose Stücken. Um sich an die Rüstung zu gewöhnen und seine Hände und Arme zu einer anhaltenden und leichten Bewegung abzuhärten, machte er in völliger Rüstung, den Helm ausgenommen, allerlei Sprünge, und wenn er tanzte, so that er es in einem Panzerhemde von Stahl; er sprang, ohne Hülfe eines Steigbügels, völlig geharnischt auf ein Pferd. Einem großen, auf einem hohen Pferde sitzenden Menschen sprang er, ohne weitere Hülfe, von hinten mit aus einander gesperrten Beinen auf die Schultern, indem er denselben an der einen Hand am Ermel faßte. — Eine Hand auf dem Sattelknopf eines großen Rosses und die

andere zwischen die Ohren desselben legend, ergriff er dasselbe bei der Mähne auf ebener Erde, und sprang zwischen seinen Armen hindurch auf die andere Seite des Pferdes. Standen zwei mit Kalk überzogene Mauern eine Elle weit von einander ab, und hatten sie die Höhe eines Thurms, so kletterte er mit Hülfe seiner Arme und Beine bis auf die größte Höhe derselben, ohne weder beim Hinauf- noch beim Hinabsteigen zu fallen. Eben so stieg er umgekehrt auf einer, gegen eine Mauer gelehnten Leiter bis oben hinauf, ohne dieselbe mit den Füßen zu berühren, indem er blos mit beiden Händen zugleich von Sprosse zu Sprosse sprang, mit einem stählernen Panzerhemde bewaffnet; und wenn er dieses ablegte, erhob er sich, nur mit Hülfe einer Hand, mehrere Sprossen hoch. War er zu Hause, so übte er sich mit den übrigen Knappen im Lanzenwerfen und in andern Kriegsübungen, damit er auch da nicht in Ruhe seyn möchte."

Dieser Bouccicaut war aber auch in seinem fünf und zwanzigsten Jahre schon Marschall. Ueberhaupt darf man die damaligen Junker, was den Körper anbetrifft,

mit unsrer jetzigen Jugend gar nicht vergleichen. Sie waren meist derbe und handfeste Jungen, von starkem Knochenbau und eisenfester Natur. Verfeinerte Speisen und Getränke hatten sie noch nicht weichlich, Verzärtelungen aller Art noch nicht schwach gemacht, und so manches heimliche Laster, das unsere jetzige Jugend befleckt, noch nicht entnervt. Daher konnte man sie denn auch sehr zeitig dazu anhalten, sich aufs Ros zu schwingen, es im Burghofe herumzutummeln, die Lanze zu führen, den schweren Harnisch zu tragen und mit dem grosen Ritterschwerde umzuspringen, wie unsere Knaben mit dem Drechslerdegen. — Sobald der Bube herangewachsen war, mußte er mit auf Raub und Mord ausziehen, wenn sein Vater oder der Ritter, der ihn erzog, eben einem andern den Fehdehandschuh hingeworfen, oder ihn aufgehoben hatte *).

*) Verblechte Handschuhe gehörten mit zu der Rüstung des Ritters. Der Blechhandschuh an der rechten Hand hatte aber besonders eine doppelte Bestimmung. Reichte ein Ritter Jemanden damit seine Rechte, so war dies eben so gut, als habe er sein Wort mit den kräftigsten Schwüren betheuert. — Forderte man den andern zum Zweikampf heraus, so warf man ihm den Blech-

Ausserdem zog er auf Ebentheuer aus oder suchte in Turnieren den Preis zu gewinnen.

Seht, junge Bürger des Vaterlandes! so erzog man damals die vornehme Jugend. — Folgert daraus weiter, wie die Erziehung der untersten Volksklassen seyn mußte, die nichts auf ihre Kinder wenden konnten. — Haltet nun Eure jetzige Erziehung dagegen, und — Ihr müßtet harte Herzen haben, wenn Ihr nicht die Vorzüge derselben erkennen, wenn Ihr nicht Gott, Euern Aeltern und Lehrern dafür danken wolltet. Herzlich sollte es mich freuen, wenn ich durch diese Darstellung der Erziehung im Mittelalter, in dem einen oder andern von Euch einen Funken jenes Dankes erweckt hätte. Wenigstens glaube ich Euch belehrt zu haben, daß Ihr die Erziehung des Grafen Eberhard nicht bespötteln dürft und fahre in meiner Erzählung fort.

handschuh hin. — Hob ihn der Gegner auf, so war es ein Zeichen, daß er sich zur Fehde stellen wollte — Wurde er überwunden, so mußte er seinen rechten Blechhandschuh und seinen rechten Sporen als Geiseln dem Sieger geben, oder dieser nahm beides auch selbst dem Besiegten ab.

Vertraut wie Brüder — behandelt wie freie Grafen — beschäftigt mit Spielen, Fechten und Reiten, fühlten die kleinen Buben nicht die Bürde der Gefangenschaft, und es schien ihnen nirgends besser zu gefallen, als in Herrn Eberhards Burg. Das machte denn auch ihre Aufseher täglich sorgloser und fahrlässiger. Sie ließen die Knaben meist allein und meinten, es könne nie der Wunsch nach mehr Freiheit ihnen in den Sinn kommen. Denn wo sollen sie hin? Die Burg liegt mitten im dicken Walde — Wege und Stege kennen sie nicht — da werden sie es wohl bleiben lassen, davon zu laufen — so ohngefähr mochten die Wächter denken — Aber die kleinen Ritter dachten ganz anders. —

Täglich konnten sie ohne Zeugen mit einander sprechen; da mußte natürlich auch die Rede auf ihre Aeltern fallen. Schon seit einigen Jahren hatten sie nichts von ihnen gesehen und gehört. Die kindliche Liebe ist gröser in der Entfernung — sie sehnten sich also herzlich, die Ihrigen einmal wieder zu umarmen, und so gedieh denn in Beiden der Plan, Herrn Eber-

hard heimlich zu verlassen und aufs Gerathewohl fortzugehen. Reiten konnten sie brav, Proviant durfte nur nach und nach heimlich gesammelt und dann aufs Ros gepackt werden — Zungen hatten sie auch, um sich nach ihrer Heimath zu erkundigen, und Wanderer, dachten sie, werdet ihr doch wohl antreffen, die Euch gutmüthig berichten.

Freilich war die Flucht ein Wagestück seltner Grösse. — aber eben weil die Knaben noch so jung waren, hatten sie auch noch nicht Verstand genug, alle Gefahren einer Flucht auf unbekannten Pfaden und durch dicken Wald zu überlegen — ihr Herz sehnte sich nach Freiheit und Aeltern, und so war es denn kein Wunder, wenn der Kopf mit dem Herzen davon lief. Sollte es Euch übrigens sonderbar vorkommen, achtjährige Knaben zu Rosse flüchten zu sehen, so dürft Ihr Euch nur an das Bild der Erziehung jener Zeiten erinnern, und Ihr werdet den kleinen Grafen schon einen flüchtigen Ritt zutrauen.

Einige meinen zwar, vermuthlich hätten die Aeltern der Knaben die Wächter

bestochen, ihnen die Mittel zur Flucht unter den Fus zu geben — ja sie wohl gar durch einen Getreuen begleiten zu lassen — das kann auch seyn — Indes erzählt die Geschichte nichts davon, und wenn Ihr alle eben angegebene Umstände zusammenhaltet, so werdet Ihr Euch die Möglichkeit der Flucht leicht vorstellen können. —

Fort, fort ins Freie und in die älterlichen Arme — mochte wohl der tägliche Gedanke und das tägliche Gespräch unsrer kleinen Wagehälse seyn — nur fehlte es noch an Gelegenheit, den entworfnen Plan auszuführen.

Diese fand sich denn auch bald. Herr Eberhard jagte oft und sah es auch gern, wenn die kleinen Grafen mit ihm zugleich hinter dem Wilde hertrabten. So lagen sie denn einst mit ihm gegen Keiler und Hirsche zu Felde. Als man das erste Stück Wild auftrieb, waren alle so eifrig damit beschäftigt, daß man sich gar nicht um die kleinen Jäger bekümmerte; das Jagdgefolge sprengte immer weiter vor — Die Knaben blieben unbemerkt zurück. Jetzt war nun der Augenblick da, das Wagstück

auszuführen. Jach! setzten sie ihren Kleppern die Sporen in die Seite, sprengten seitwärts in den Wald, entfernten sich immer weiter von der Heerstrase, damit man sie nicht sogleich erhaschen könnte und ritten nun auf gutes Glück durch Dicke und Dünne fort.

Ihr seht die kleinen Reisigen unter Bäumen und Sträuchen verschwinden, und seid bekümmert, wer ihnen den Weg zeigen solle — Ihr habt Recht; denn das Herumirren im Walde ist ein gefährliches Ding, vollends, wenn man erst acht Jahre alt ist und noch dazu verfolgt wird, wie dies hier natürlich der Fall seyn mußte. Aber sorgt nicht — sie kommen glücklich an Ort und Stelle.

Einige Zeit mußten freilich die irrenden Ritter Berg und Thal auf den ungebahntesten Wegen durchstreichen und es mochte ihnen wohl machmal ziemlich warm unterm Wamms werden — aber, denkt Euch die Freude! endlich erreichten sie doch unversehrt das Freie und befanden sich am Ufer des Maynstroms.

Da legte eben ein Fischer in seinem Kahne die Netze in Ordnung, um sich einen Imbis zu fahen. Dieser wurde natürlich wacker ausgefragt, und da er gern Rede stand und ein lieber, freundlicher Mann war, so mußte er versprechen, sie über den Strom zu setzen und ihnen den Weg nach Mainz zu zeigen. Geld, sagten sie ihm sonder Hehl, hätten sie nicht — wolle er aber ihre Mäntel statt des Fährgeldes nehmen, so möchten sie ihm diese gar gern geben. Die offene Geberde, das stattliche Ansehen und das reiche Fährgeld der Junker wirkten gleich stark auf den Wassermann — Herzlich gern, entgegnete er den Bittenden, hies sie von den Kleppern steigen, nahm sie in den Nachen und versteckte sie gutmüthig unter sein Fischergeräthe, damit Niemand sie gewahren möchte, wenn ja Herrn Eberhards reisige Knechte am Ufer sie erlauern sollten.

So schwammen sie denn, den Strom entlang, bis in die Gegend von Mainz. Jetzt krochen sie wieder unter den Netzen und Hamen hervor — Ros und Mann wurden ausgeschift und, nach Anleitung des

Schiffers, die Reise zu Lande weiter fortgesetzt. Nicht fern von Mainz, kehrten sie in einer Herberge ein, vermuthlich um Azung und Pflege zu nehmen und baten hier, man möchte ihnen doch den Weg zum Erzbischof von Mainz, der ihr Herr Vetter sei, zeigen — sollte man ja indes nach ihnen fragen, so möchte man sie nur verleugnen, der Erzbischof und ihre fürstlichen Aeltern würden gewis ein gutes Stück Geld für diese Gefälligkeit dem Wirth in den Beutel fallen lassen.

Noch hatten sie sich aber nicht auf den Weg gemacht, da kam, — erschreckt nicht! da kam — Herr Eberhard mit einigen seiner Reitersknechte vors Haus und verlangte trotzig die flüchtigen Buben, drohte im Weigerungsfall, die Thüre zu sprengen und das Haus über den Köpfen anzustecken — Wie er sie ausgekundschaftet hatte? kann ich nicht sagen — aber daß den kleinen Flüchtlingen das Herz pochte, als sie Herrn Eberhards Stimme hörten, könnt Ihr mir aufs Wort glauben — Es war aber auch jetzt wahrhaftig das Lachen zu verbeissen — War der Wirth ein Schelm

oder feiger Mann, so wurden sie ausgeliefert und dann — giengs ihnen gewis erbärmlich.

Allein das versprochene Geld, eine Portion Mitleid, das die kleinen Knaben natürlich jedem einflößen mußten, der nicht ein Felsenherz hatte, vielleicht auch die Hofnung, sich beim Bischoffe einen guten Nahmen zu machen — dies alles bestimmte den Wirth, die Knaben schlechterdings nicht herauszugeben. Er machte vielmehr Lärm über Lärm, daß die ganze Nachbarschaft neugierig herzulief. Bald sammelte sich ein Haufen Volks um das Haus, daß die Soldaten in der Stadt selbst aufmerksam wurden. Der Erzbischof, dem man den ganzen Handel kund that, sandte den Augenblick eine Schaar Gewappneter, welche Frieden bieten und Herrn Eberhard mit seinen Helfershelfern schimpflich abweisen mußten. Die kleinen Grafen befreiten sie mit Gewalt und brachten sie vor den Erzbischof.

Dieser war zum Glück gerade ein heftiger Widersacher des Kaisers — die kleinen Geiseln dünkten ihn deshalb sehr will-

kommen und er freute sich herzlich, sie, Heinrich dem Vierten zum Possen, ihren Aeltern wieder zu überliefern. Heinrich langte glücklich bei seiner Mutter, Adela, in Eilenburg an, froh seinen Verfolgern entgangen zu sein.

Heinrich ward nachher gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, wahrscheinlich 1092, Markgraf von Meissen. Ausser Eilenburg, seinem Stammgute, besas er auch noch ansehnliche Güter in Thüringen. Er schrieb sich gemeiniglich lieber nach seinem Stammgute, Heinrich von Eilenburg, als Markgraf von Meissen, und starb 1103 in seinem vierzigsten Jahre kinderlos *).

Von den übrigen Begebenheiten dieses kühnen Knaben schweigt die Geschichte. Allem Anschein nach mußte aus ihm auch ein eben so kühner und unternehmender Mann geworden seyn. Aber entweder gab ihm seine Regierung nicht Gelegenheit zu

*) Erst kurz nach seinem Tode gebar seine Hausfrau, Gertraud, einen Sohn, der unter dem Nahmen Heinrichs des Jüngern von Eilenburg die Markgrafenwürde von Meissen erlangte.

Grosthaten oder die Geschichtschreiber, deren es damals ohnedem wenige gab, nahmen sich nicht die Mühe, sie für die Nachwelt aufzuzeichnen.

Sollte Euch, junge Freunde, die Entschlossenheit Heinrichs von Eilenburg und seines Gefährten freuen, wie es sich denn nicht anders erwarten läßt — solltet Ihr meinen, das Sprüchlein: Frisch gewagt ist halb gewonnen sei doch ein schönes und wahres Sprüchlein, so schreibt Euch ja auch zugleich das Notabene hinters Ohr: daß nicht alle Wagstücke gerathen.

Züge aus dem Leben

Ludwigs des Zweiten,

Grafen in Thüringen.

Graf Ludwig baut das Schlos Wartburg.

Graf Ludwig der Erste, oder mit dem Barte, der ächte Stammvater der thüringischen Landgrafen *), hinterlies einen Sohn, Ludwig den Zweiten oder den Springer **) (geboren den 6. Mai 1040) der ganz in die Fustapfen seines ehrwürdigen Vaters trat und Pflugschaar und Sense so hoch achtete, als Schwerd und

*) Wahrscheinlich stammte er von Karln dem Großen ab und verlies Frankreich mit seinem Bruder Karl, weil man ihnen gewisse Erbansprüche nicht gelten lassen wollte. Im Jahre 1036 kam er mit zwölf schwarz gekleideten Rittern nach Thüringen, lies sich in einer wüsten Gegend des Thüringer Waldes nieder, kaufte und baute sich an und that in den zwanzig Jahren, die er ohngefähr in Thüringen durchlebte, sehr viel für die Kultur des Landes und das Wohl seiner Unterthanen.

**) Von der Ursache dieses Beinahmens weiter unten.

Lanze. Sein Vater hatte einst (ohngefähr im Jahre 1044) in einer wüsten Gegend des thüringer Waldes das Schlos Schauenburg bei Friedrichrode zu einem Rittersitze sich erbaut und durch seinen Eifer und seine Aufmunterung bald die ganze umliegende Gegend, vorher nur wüste Mark, in ein Land umgeschaffen, wo arbeitsame Dörfler von dem Ertrag ihres Fleises bequem lebten. Graf Ludwig der Zweite segnete, wie sein Vater, das Land durch weise Sparsamkeit *) und Sorgfalt für Ackerbau und nützliche Gewerbe. Daher fehlte es denn auch seinen Kornböden nicht an Vorrath und seiner Schatzkammer nicht an Geld; daher konnte er leicht viele Ländereien in Thüringen an sich kaufen und mehrere stattliche Schlösser bauen. Auch er hausete wie sein Vater auf der Schauenburg. Eine Jagd aber brachte ihn auf den Gedanken, ein anderes Schlos sich zu bauen und eine allgemeine Hungers-

*) Eine alte thüringische Chronik sagt, er sei gemeiniglich nur mit dreien oder vieren seiner Hofleute geritten und habe oft nur einen einzigen Diener bei sich gehabt.

noth in Thüringen bewog ihn zur Ausführung desselben *). —

Am thüringer Walde, nicht weit von Eisenach, erheben sich verschiedne Berge, unter denen besonders einer durch seine Höhe und Lage sich auszeichnet. Diesen erkletterte einst (im Jahr 1067) Graf Ludwig, als er am Enselberge jagte und das Wild bis an die sogenannte Horsel bei Eise-

*) Mehrere Schlösser in Thüringen schreiben ihren Bau von dieser Hungersnoth her, weil man die Arbeiter und Baumaterialien äuserst wohlfeil haben konnte; denn die armen Leute dankten Gott und ihren gnädigen Bauherren, wenn sie sich für des Tages Last und Hitze nur wenigstens satt essen konnten. Ueberdies war es damals auch höchst nöthig, soviel als möglich feste Burgen auf den Anhöhen zu erbauen, weil die unbändigen Slaven und Sorbenwenden immer noch häufige Einfälle in Thüringen wagten und alles verwüsteten. So entstand die Freiburg (so genannt, weil die Vertheidiger derselben von allen Abgaben frei seyn sollten) die Kranenburg, die Schauenburg, u. a. Auf allen diesen Burgen hatte man die Verabredung getroffen, sobald die Feinde des Nachts einen Ueberfall wagten, von den Wartthürmen sogleich Feuer als Nothzeichen anzuzünden — bei Tage aber durch rauchenden Mist oder Rauchwolken von anderer Art den nachbarlichen Burgen zu melden, daß Hülfe Noth sei.

nach verfolgte. Die Lage des Berges gefiel ihm so wohl, daß der Gedanke in ihm aufstieg, künftig nicht mehr auf seiner Schauenburg, sondern auf dieser Bergspitze zu wohnen. Ja Ludwig war, wie die Chronik sagt, so begeistert von der Lage des Berges, daß er voll Freuden ausrief: „Wart Berg, Du sollst mir ein Schlos werden.“ — Davon liese sich denn gar fein der Nahme des neugebauten Schlosses, Wartburg, erklären. — Vielleicht stand aber auch auf dieser Bergspitze schon eine alte Warte oder ein Wachtthurm, wie denn dies bei hohen Bergen sehr häufig der Fall war und so könnte denn die Wartburg auch von einem alten Wart- oder Wachtthurme ihren Nahmen haben — Genug, Ludwig beschlos hier eine feste Burg zu bauen, und den Anfang dazu machte er denn auch wirklich im Jahre 1067. Die Hungersnoth fras die Thüringer zu Tausenden. Ludwig hatte, aus landesväterlicher Milde einige Jahre vorher, da das Getreide wohlfeil war, ein groses Magazin davon zu Sangerhausen auffschütten lassen und

konnte nun, wie ein guter Vater, der seinen Kindern etwas aufgehoben hat, die armen Thüringer sättigen. Damit sie aber auch das Brod nicht umsonst essen möchten, fieng er den Bau der Wartburg an, „daran die armen Leuthe vmb das liebe Brod gearbeitet haben, vñ noch Gott gedanket, daß sie dasselbige bekommen haben.“

Das war edel und stellt Ludwigen wenigstens als einen braven Bauherrn dar; wenn er auch als Grund- und Eigenthumsherr des Fleckes, wo er baute, nicht so ganz tadelfrei erscheinen sollte.

Zwischen der Wartburg und Eisenach lag nämlich die feste Burg Medilstein, welche die Ritter von Frankenstein und Salzungen besasen und bewohnten *). Diese sahen scheel dazu, daß Graf Ludwig die Wartburg bauen wollte, vermuthlich weil sie einen solchen Bergnachbar für gefährlich hielten und bewiesen deshalb Ludwigen, daß der Berg zu ihren Besitzungen gehöre, welche sich bis

*) Der Sage nach soll sie eine Wittwe von Frankenstein gebaut haben.

nach dem Georgenthorschen Thale und der Michelskappe hin erstreckten. Das kümmerte aber nicht den gräflichen Bauherrn, der dagegen behauptete, daß er die Wartburg auf seinem Grund und Boden anlege. Um diesen Behauptungen noch mehr den Anstrich des Rechts zu geben, lies er von seinem Grund und Boden Erde in Körben auf den Wartberg tragen, zwei hölzerne Burgfrieden *), die auf der Schauenburg in Eil gefertigt wurden, bei Nacht auf dem streitigen Berge befestigen und nun sonder Hehl und Zwang den Bau anfangen. Dies war nun wohl ein Beweis, daß er da bauen wollte, aber nicht, daß ihm mit Fug und Recht die Stelle gehöre. Indes fragten die damali-

*) Eine Art von hölzernen Schutzwehren. Eigentlich aber versteht man unter dem Burgfrieden die Gegend um eine Burg, in welcher der Friede nicht gestört werden durfte — oder auch den Vertrag gewisser Familien zu Erhaltung der Sicherheit ihrer Burgen und Besitzungen — endlich auch die öffentliche Sicherheit, welche nach den Rechten fürstlichen Burgen und Residenzen zukömmt. Daher war, den Burgfrieden zu brechen, ein Unternehmen, das die schärfste Ahndung nach sich zog.

gen Ritter nicht viel nach Fug und Recht, wohl aber darnach, ob sie das, was ihnen einfiel, mit der Faust vertheidigen zu können sich getrauten.

Den Rittern von Frankenstein gnügte aber die, auf den Berg geschleppte, Erde und der festgemachte Burgfriede nicht, um ihr Recht an dem streitigen Berge aufzugeben. Sie verklagten den kecken Bauherrn beim Landgericht *). Dieses entschied denn, daß

*) Es wurde unter dem Vorsitze des Landgraken gehalten, der eigentlich im Nahmen des Kaisers oberster Landrichter war. Ausser diesem wohnten demselben noch bei, seine vornehmsten Lehnsleute und Dienstmannen, eine gewisse Anzahl von Schöppen, und einige der vornehmsten Ritter, die in der Nähe ihre Burgen hatten. Eines solchen Obergerichtshofs in Thüringen erwähnt die Geschichte zum erstenmal bei Gelegenheit des streitigen Baues der Wartburg. Vorher entschied man Rechtshändel immer nur nach altem Herkommen oder durch Zweikampf und andere abergläubische Mittel, die unter dem Nahmen der Ordalien bekannt sind (s. Th. III. S. 20.) Das Landgericht wurde jährlich dreimal bei Mittelhausen im Weimarschen unter freiem Himmel gehalten. Die dazu errichtete Bühne war mit Bretern verschlagen, doch so, daß man den Landrichter und die Schöffen oder Beisitzer bis an die Schultern sehen konnte. Nur gegen Morgen war ein Eingang mit einem Schlag-

Graf Ludwig sein Recht nicht allein selbst beschwören, sondern auch durch zwölf edle Ritter bestebnen lassen sollte. Denn so heischte es die Sitte des Zeitalters. Der Graf und die Ritter erschienen auf dem Gipfel des Berges, stiesen die Spitzen ihrer Schwerder in die Erde, lehnten sich daran und schworen so mit aufgehobnen Fingern den verlangten Eid. So hatte denn Ludwig den Berg — ob aber auch das Recht dazu? — dies zu beweisen liefert die Geschichte zu wenig Zeugnis. —

Der Burgbau wurde nun mit aller Thätigkeit betrieben, Arbeiter und Anspänner in Menge mußten über Hals und Kopf die Sandsteine vom Seeberge, vier Meilen von der Wartburg, herbeischaffen und im Jahre 1070 erhob sich schon fast ganz fertig die stattliche Burg über das thüringer Waldgebirge.

baume, damit die Partheien in der Hitze des Prozesses nicht etwa den Richtern zu Leibe konnten. Der Landgraf, als oberster Richter, mit einem weissen Stabe in der Hand, nahm den ersten Platz ein; ihm zur Rechten und Linken sasen sechs Schöffen und vor ihm ein Herold, der allemal ein rechtlicher und begüterter Mann seyn mußte.

Eben so schnell baute Ludwig nun auch die Stadt Eisenach wieder auf, die, wie man meint, von den Ungern zerstört worden war; doch rückte er sie dem Berge näher, weil die Burg natürlich dadurch an Sicherheit und Bequemlichkeit gewann. An der Unstrut baute er das Schlos Nauenburg und die Stadt Freiburg.

Graf Ludwig der Mörder des Pfalzgrafen Friedrich aus dem Hause Gosegk.

Der Mord des Pfalzgrafen Friedrich, dieser, für Ludwigen eben nicht rühmliche, Zug ist von den Geschichtschreibern wechselsweise bewährt und bestritten, vereinfacht und im romantischen Lichte dargestellt worden. Ganz aufs Reine möchte man wohl nie damit kommen; indes erzähle ich Euch, was die Annalen des Mittelalters davon sagen; weil man auch von dem, was die Geschichte nur sagt, aber nicht ganz bestätigt, Kunde haben mus.

Die Pfalzgrafen von Gosegk behaupten in der ältern Geschichte von Thüringen, vor dem dreizehnten Jahrhunderte, einen eben so großen Rang, als die Markgrafen von Meissen. Die Burg Gosegk, auf einem Berge nicht weit von Freiburg, das Stammhaus dieser Familie, war hochberühmt in ganz Thüringen. Allein im eilften Jahrhundert nahm fromme Einfalt eine sonderbare Veränderung mit der alten Ritterveste vor. Des Pfalzgrafen Friedrichs des Ersten drei Söhne, Adelbert, Dedo und Friedrich*), faßten auf einmal, nach dem Tode ihres Vaters den Entschlus, die ehrwürdige alte Stahlkammer**) von Gosegk in Mönchszellen und die ganze Burg in ein Benediktinerkloster zu verwandeln. Dergleichen fromme Entschliessungen, wofür die Ritter wenigstens sie hielten, waren damals eben so

*) Der erste wurde in der Folge Erzbischof von Bremen, der zweite erhielt die Pfalzgrafenwürde und der dritte folgte ihm in derselben nach. Ihre einzige Schwester Uda ward die Hausfrau des Grafen von Sommerschenburg in Niedersachsen.

**) Der Ort, wo die Waffen der Ritter aufbewahrt wurden.

wenig selten, als sie jetzt unerhört sind. Hatte ein Ritter so manche Unthat auf dem Herzen, die ihn wie Zentnerlast drückte, so schaffte er sich Luft — durch milde Spenden an die Geistlichkeit, durch eine Busreise nach Rom, ja wohl gar nach Palästina oder durch den Bau eines Klosters — denn diese Arten von Herzenserleichterungen wußte die Geistlichkeit den alten teutschen Degenknöpfen so heilsam, so schnell und gewis wirkend, so erquicklich darzustellen, daß die Ritter dabei immer eben so viel verloren, als die Geistlichen gewannen.

Welche Last die drei Bruderherzen der Gosegker drückte, daß sie sich durch die Schenkung des Schlosses zu einem Kloster Luft schaffen wollten — weis die Geschichte nicht — Kurz das Kloster ward im Jahr 1041 gestiftet und mit Mönchen besetzt, welche Bischof Burchard von Halberstadt als die einsichtsvollsten und frömmsten empfohlen hatte. Adelbert überlies seinen Antheil der väterlichen Güter Dedon und Friedrichen — Dedo ward bald nach der Stiftung des neuen Klosters er-

mordet *), und so war denn Friedrich der Zweite noch der einzige Stammhalter des Hauses Gosegk. Dieser verlegte nun seinen Rittersitz von Gosegk nach Weissenburg an der Unstrut, nicht weit vom Dorfe Schiplitz (jetzt Zscheiplitz) im Freiburgischen. Friedrich wurde mit in den Sächsischen Krieg verwickelt und mußte dafür anderthalb Jahre als Gefangner des Kaisers in Italien büßen **).

*) Adelbert schickte (im J. 1050) einen Mönch aus Bremen, der sich ungebührlich gegen ihn aufgeführt hatte, zur Züchtigung dafür an den Pfalzgrafen Dedo. Dieser lies es denn auch an harter Strafe nicht fehlen. Allein der gezüchtigte Mönch sann auf Rache. Dedo hatte ihm die Erlaubnis gegeben, im Schlosse frei herumzugehen; so lauerte er denn einst den Pfalzgrafen ab, und fiel, da er auf's Ros sich schwingen wollte, mit einer demüthigen Bitte vor ihm nieder. Der Pfalzgraf aber achtete sein nicht. Da zog der Mönch ein Messer hervor und durchstach ihn im Aufsteigen. Man griff den Mörder, führte ihn vor den sterbenden Dedo und begehrte, daß er ihm noch seine Strafe diktiren möchte. Allein Herr Dedo wollte nicht mit Rache von hinnen scheiden. Sterbend befahl er, daß man den Buben gehen lassen möchte, wohin er wollte — und verschied sogleich mit den Worten: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf und diesem behalte die Sünde nicht.

**) Auf kaiserliche Erlaubnis wurden ihm die durch den Krieg sehr verringerten Einkünfte seiner Güter ins Ge-

Sein einziger Sohn, Friedrich der Dritte, hauſete ebenfalls auf Weiſſenburg glücklich und zufrieden mit ſeinem Ehegeſpann, Adelheid, der Tochter des Markgrafen Otto des Zweiten von Stade und Soltwedel*). Allein dieſer häusliche Friede dauerte nicht über vier Jahre und die Störerinn deſſelben war Adelheid ſelbſt, eine Hausfrau, die zwar viel Schönheit, aber wenig Treue und alſo in den Augen rechtſchaffner Frauen gar keinen Werth hatte; wie denn dies Ludwigs Geſchichte des weitern beſagt.

Dieſer wohnte nämlich in der Nachbarſchaft des Pfalzgrafen auf ſeinem Schloſſe Nauenburg und beſuchte nicht ſelten die

fängnis geſendet. Friedrich lebte ſo eingezogen, als möglich und kaufte von dem erſparten Gelde viele Handſchriften, die er auf Eſeln nach Goſegk ſchickte. Wären dieſe nicht nachher größtentheils im Huſſitenkriege und bei den Händeln des Kurfürſten Moritz mit dem Stifte Naumburg verloren gegangen, ſo würde die Litteratur vielleicht manchen Schatz mehr beſitzen.

*) Der Sitz der damaligen Grafen der Nordmark — Stade war das Stammhaus des Markgrafen Otto.

ringsum liegenden Schlösser *). Allein Herr Ludwig bewies sich bald, weder als einen betrübten Wittwer, noch als einen guten Freund und getreuen Nachbar; denn er sprach häufiger als irgendwo, bei dem Pfalzgrafen Friedrich von Gosegk ein und verführte dessen Hausfrau. Beide entwarfen den schändlichen Plan: den Pfalzgrafen zu morden, damit sie einander ehelichen könnten und ein gewisser Heinrich von Krain, Ludwigs Vertrauter bewies sich in Ausführung desselben ganz besonders förderlich und dienstlich.

Ein Mönch des Klosters Gosegk, der jenen Zeiten am nächsten lebte, erwähnt zwar in seiner Klosterchronik gar nichts da-

*) Einige Chroniken sagen, er habe die benachbarten Ritterschlösser so häufig besucht, um sich zu zerstreuen, weil ihm seine Hausfrau, Hadwig, die Tochter des Herzogs Ulrich von Sachsen, auf Wartburg gestorben wäre — und doch soll er sie vorher ihres Stolzes wegen verstoßen haben, weil sie einst sagte: Ihr Vater wäre ein alter geborner Reichsfürst ihr Eheherr aber nur ein neuer Graf — Allein beides ist nichts mehr und nichts weniger, als eine bloße Sage — ja die Geschichte weis sogar aus den damaligen Zeiten keine Sylbe von einem sächsischen Herzog Ulrich.

von, aber wahrscheinlich aus klugen Absichten, wie Ihr weiter unten sehen werdet. Seiner Erzählung zufolge jagte Friedrich einst im Walde bei Weissenburg, ganz allein, nur von einem Knappen begleitet, der hinter ihm hertrabte, um die Hunde zu locken. Sein übriges Jagdgefolge war im Walde zerstreut. Auf einmal stürzen die Ritter Dietrich und Ulrich von Dedenleibe (Tottleben) und Reinhard von Rinnestide (Reinstedt) aus ihrem Hinterhalt, ermorden den Pfalzgrafen und jagen davon. Sein Ros irrt nun herrnlos im Walde umher; seine Jagdgefährten finden es, ahnen das Unglück ihres Herrn, suchen ihn ängstlich in der ganzen Gegend und sehen endlich ihre Ahnung bestätigt. Auf einer Bahre ward nun der Verblichene nach Gosegk geschaft und ihm daselbst durch den Bischof Werner von Merseburg und den Gosegkischen Abt Friedrich am 5. Febr. 1087 sein feierliches Leichenbegängnis gehalten.

Friedrichs Vater war eben in den Gegenden der Elbe, als der Mord vorfiel und kam erst am dreißigsten Tage nach dem Lei-

chenbegängnis zu Gosegk an. Noch einmal ward nun ein Trauerfest gehalten, welches sechs Tage dauerte. Viele edle Ritter mit ihren Frauen stellten sich dazu ein, und der alte Pfalzgraf schenkte dabei, von christlichem Beileid getrieben, und mit Wissen und Willen seiner Hausfrau, Schwiegertochter und Verwandten dem Kloster seinen Hof Rindorp (Riendorf).

Spätere Nachrichten erzählen den Mord des Pfalzgrafen ganz anders. Wenn man ihnen trauen darf, so hatte Friedrich sein Jagdrevier in den sogenannten Reysen, einem Walde bei Weissenburg. Nach Recht und Sitte durfte da natürlich Niemand jagen, als der Pfalzgraf, oder wer sich's bei ihm ausgebeten hatte. Allein Ludwig kümmerte sich absichtlich nicht darum, sondern jagte mit seinen Verbündeten, den obengenannten Rittern, auf Adelheids Anstiften in des Pfalzgrafen „forst vnd gebiete, jn vnbegrüßt vnd vnbefragt, leß sein Hörnlein schallen vnd seine Hündlein bellen.“ Indes hatte das treulose Weib ihrem Gemahl ein Bad bereitet und zwar,

wie Ihr bald hören werdet, aus der schändlichsten Absicht. Sobald das Hifthorn des Grafen in Weissenburg erschallet, läuft die böse Sieben in die Badstube, erzählt Friedrichen mit verstelltem Zorn die neue Mähr, daß fremde Jäger in den Reysen seyn müßen — daß er die Jagdgerechtigkeiten des Schlosses nicht schmälern lassen dürfe — daß der Frevler wohl gar Graf Ludwig seyn könne — und daß man von diesem am allerwenigsten so etwas sich gefallen lassen müsse.

Das entrüstet den Pfalzgrafen. Wüthig springt er aus dem Bade, wirft nur einen Mantel über das Badehemde, „fellet damit vngerüst vñ vngewapnet auff seinẽ hengst," sprengt so mit Knappen und Hunden in den Forst und giebt harte Worte dem kühnen Jäger. Dieser entgegnet absichtlich eben so hitzig und sonder Glimpf. Es kommt von Worten zu Thätlichkeiten. Graf Ludwig durchbort den Pfalzgrafen „mit einen mechtigen Schwein Spieß," daß er entseelt vom Rosse sinkt und sprengt schnell mit den Seinigen davon.

Frau Adelheid lies mit grosem Wehklagen, wovon natürlich ihr Herz nichts wuste, ihren Gemahl aufheben und in dem Kloster Gosegk begraben, rang jämmerlich die Hände und raufte die Haare sich aus, damit man keinen Verdacht auf sie werfen möchte.

Auf dem Platze, wo der Mord geschah, wurde ein steinernes Kreuz mit einer Inschrift gesetzt, wovon man aber jetzt keine Spur mehr sieht *). „Ich selbst," sagt der Gosegkische Mönch, „habe im Vorbeigehn dieses Kreuz gesehen und den Herrn um Begnadigung seiner (des Pfalzgrafen) armen Seele angerufen."

Es gieng nicht ein Jahr ins Land, da erkieſete Graf Ludwig die verwittwete

*) Die Inschriften werden verschieden angegeben: Einige schreiben: Anno Domini MLXV. hic comes cecidit Palatinus Friedericus: Hunc proſtravit comes Ludovicus.

In Thüringen sang man davon das Reimlein:

Hie ward erſtochen unredlich
Der Pfaltz von Sachsen Herr Friedrich.
Das thet Graff Ludwig mit ſein Speer,
Da er jagn reit in dem Wald her.

Frau Adelheid zur ehelichen Hausfrau, und so hatten Beide den Zweck einer abscheulichen That vollkommen erreicht. Allein der Verräther schläft nicht, sagt das Sprüchwort. Des Pfalzgrafen Verwandte und Freunde, besonders sein Bruder, Adelbert, Bischof zu Bremen, schöpften Verdacht und verklagten den Grafen beim Kaiser. Dieser gab denn sogleich einen Verhaftsbefehl, ob aus wahrer Ueberzeugung, von der Schuld des Grafen, oder vielleicht deshalb, weil Ludwig im sächsischen Kriege ihm nicht genug beigestanden hatte? bleibt ungewis. Kurz Graf Ludwig wurde, da er eben im Stift Magdeburg sich aufhielt, in Verhaft genommen und auf das feste Schlos Giebichenstein bei Halle geschaft. Hier schmachtete er zwei Jahre, getrennt von seiner Adelheid und ungewis, wie lange er noch so zwischen vier Mauern würde schmachten müssen — für einen Ritter voll Feuer und Leben ein schrecklicher Zustand. Lange sann er hin und her, sich zu retten, und — lange vergebens — endlich fiel ihm denn doch eine List ein, die auch sogleich ausgeführt wurde.

Er heuchelte Krankheit, warf sich aufs Siechbette, und bat nun seine Wächter, daß sie seinem Geheimschreiber den Zutritt erlauben möchten, damit er sein Haus bestellen könne, weil er nun wohl das Zeitliche gesegnen werde. Die Wächter trauten — der Geheimschreiber kam — Graf Ludwig diktirte, „yn kegenwerttigkeyt seines heymlichen dieners," seinen letzten Willen und that ihm dabei heimlich den ganzen Plan kund, welchen er zu baldiger Flucht sich entworfen hatte.

Der Geheimschreiber befolgte alles, wie einem treuen Diener es ziemte. Ludwig lies sich sein Sterbekleid bringen und in diesem erhielt er zugleich ein leichtes Gewand, das ihn auf den Fittigen des Windes, aus dem Gefängnisse tragen sollte. Dann beschäftigte er seine Wächter, so daß sie nicht bei ihm im Gemach bleiben konnten,*) warf

*) Nach Ursini chronic. thuring. stellte sich Ludwig sehr frostig, damit er viele Kleider anziehen konnte, und gieng dann in seinem Zimmer „senfftiglichen auff vnd nyder," während seine Wächter mit dem Bretspiel die Zeit sich vertrieben. Sobald er aber seine Helfershelfer an der Saale erblickte, öffnete er schnell das Fenster,

schnell alle Kleider ab, zog den Windrock an, kletterte zum Fenster hinaus, seufzte: Nimm deinen Knecht auf, Jungfer Maria, that einen herzhaften Sprung — der Wind sackte sich in sein Gewand, und — Graf Ludwig sank ganz gelassen herab auf die Wellen der Saale — Ein Kahn nahm ihn ein — Ludolf von Gültenburg *) und andere treue Diener erwarteten ihn am jenseitigen Ufer, mit seinem Leibrosse, dem Schwan **). Jach

und sprang hinaus. Dies klingt sehr abentheuerlich und unwahrscheinlich.

*) Dieser hatte Heinrichs von Krain (s. S. 138.) Fräulein, Hedwig, zur Hausfrau und war deshalb nach seinem Schwiegervater, der 1062 starb, Ludwigs Vertrauter geworden.

**) Ludwig hatte dies muntre Ros von seinem Lieblinge, Heinrich von Krain, eingetauscht und hielt es besonders werth. Es war ganz weis, weshalb er es auch nur seinen Schwan nannte, ausserordentlich schnell und hatte mit einem Worte alle Eigenschaften eines guten Rosses. Ludwigen gefiel das Thier so sehr, daß er Heinrichen von Krain einst bei einer Jagdlust fragte, ob er es ihm wohl für ein gutes Stück Geld überlassen wollte. Heinrich entgegnete demüthig: „Es sei hiermit Ihro Fürstl. Gnaden geschenket.“ — Das mochte aber Friedrich nicht annehmen. „Nein,“

sas Graf Ludwig auf und sprengte mit verhängtem Zügel nach Sangerhausen, wo Adelheid wohnte *).

Man hat es von jeher versucht, die Aechtheit dieser so romantischen Geschichte zu bestreiten und zu beweisen. In der Hauptsache mag aber wohl mehr Wahrheit als Dichtung zum Grunde liegen, wenigstens lassen sich bis jetzt noch nicht hinläng-

sagte er, „wir wollen tauschen," und damit sprang er schnell von seinem Pferde, gab es Heinrichen mit völliger Rüstung, welche keinen geringen Werth hatte, und nahm dafür Heinrichs Pferd mit Sattel und Zeug. Heinrich baute nachher auf den Ort, wo der Pferdehandel so schnell geschlossen worden war, ein Dorf und nannte es zum Andenken Tauschwitz.

*) Eine einzige Chronik sagt, Adelheid habe auf der Wartburg gewohnt und Ludwig habe dorthin zu ihr sich geflüchtet. Uebrigens ist die ganze Geschichte des Sprunges so häufig und mit so vielen Zusätzen erzählt, — aber auch nur erzählt — nicht bestätigt worden, daß ich noch ganze Seiten voll davon erzählen könnte, wenn es zu Nutz und Frommen gereichte. Einige Geschichtschreiber, oder vielmehr Geschichtverdreher — haben sogar Kupfer dazu stechen lassen, wo man auf der Saale ein mächtiges Kauffartheischiff mit aufgespannten Segeln und nicht weit davon, an einem hohen Thurme, den Grafen Ludwig, wie an einem Galgen, hängen sieht. —

liche historische Beweise auffinden, sie ganz zu widerlegen — denn daß Graf Ludwig, um Adelheid zu besitzen, den Pfalzgrafen mordete — widerspricht gar nicht den Sitten jener Zeit, wo man sich alles erlaubte, was man mit Gewalt erlangen konnte — daß Ludwig deshalb verklagt und gefangen gesetzt wurde*) — streitet nicht mit der Wahrscheinlichkeit — Daß aber der Pfalzgraf im Walde wirklich ermordet wurde — daß Ludwig nach dem Morde die Wittwe desselben heirathete — daß er auf dem Giebichenstein gefangen sas und entfloh — ist historisch gewis**),

*) Diejenigen, welche die ganze Geschichte zu widerlegen suchen, behaupten, Ludwig sei als ein heftiger Gegner des Kaisers Heinrich, dann gesetzt worden, als dieser 1075 in Thüringen die Oberhand erlangte.

**) Und selbst von einem Zeitgenossen Ludwigs, dem Mönche des Klosters Gosegk, bestätigt — Gerade, weil dieser die nähern Umstände nicht meldete, fieng man an, die ganze Geschichte zu bezweifeln. Allein der Mönch verdankte ja in seinem Kloster, das vorher des Pfalzgrafen Schlos gewesen war, Schutz und Nahrung der Familie des Pfalzgrafen. Wenn er also auch wirklich den Grafen Ludwig als das Haupt der Meuchelmörder seines Herrn kannte und aus Dankbarkeit gegen das Haus Gosegk eigentlich nicht ver-

nur die Art der Flucht ist die gröbste Lüge und wahrscheinlich eine Hirngeburt der Wächter, die sich durch Geld bestechen liesen und dann der Flucht natürlich ein Mäntelchen umgeben mußten, damit man sie nicht allzu hart zur Verantwortung ziehen könnte. — Der so berühmte Windrock ist also ein ächter Windrock, insofern man unter Wind Lügen versteht; denn die Saale fließt so weit vom Giebichenstein, daß Ludwigs Sprung ein wahres Wunder gewesen wäre *). Hätte es damals schon Luft-

schwiegen haben sollte — so war er doch wohl zu listig, als daß er sich durch seine freimüthige Feder die Pfalzgräfinn und den Grafen Ludwig zu Feinden sich gemacht hätte. Der Stifter des Klosters war nun einmal weg und konnte ihm künftig weder helfen noch schaden, also hielt er es wahrscheinlich für besser, der übrig gebliebenen Schuldigen zu schonen.

*) Die ältesten Chronisten geben Ludwigen den Beinahmen Salius, womit sie vermuthlich seine salische oder fränkische Abstammung andeuten wollten. Unwissende Mönche, woran es nie gefehlt hat, hielten dies für einerlei mit Saltator (ein Springer) und auf einmal ward nun Ludwig in der Geschichte ein Springer. Ersannen aber wirklich die Wächter die Lügen von dem Windrocke, so läßt sich der Beinahme des Springers ebenfalls erklären, wenn man sich die Leichtgläubigkeit jener Zeiten denkt.

ballons mit Fallschirmen gegeben, so möchte man Ludwigs Sprung noch eher glauben.

Indes waren Friedrichs Verwandte durch die zweijährige Gefangenschaft des Mörders noch lange nicht versöhnt. Den gefährlichsten und spätesten Rächer erzog er in seinem eignen Hause. Der junge Friedrich der Vierte, sein Stiefsohn, verlies die väterliche Burg, sobald es sein Alter erlaubte, und forderte nun von seinem Stiefvater, dessen Unthat an seinem Vater er vermuthlich nur zu gut wußte, die Besitzungen zurück, welche Ludwig indes verwaltete und wahrscheinlich auch ganz zu behalten wünschte. Ludwig weigerte sich, Friedrichs Forderungen Gnüge zu leisten. Dieser kündigte deshalb seinem Stiefvater (im J. 1090) offene Fehde an und forderte ihn sogar nach Merseburg zum Zweikampf heraus. Kaiser Heinrich untersagte den Zweikampf durch einen besondern Befehl und stiftete Versöhnung. Friedrich aber ruhte nicht, verband sich mit mehrern tapfern Rittern, verheerte Graf Ludwigs Burgen, schlug sich im sächsischen Kriege zur Parthei

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

des Kaisers und brachte es bald so weit, daß Ludwig ihm 1098 die lange vorenthaltnen Besitzungen einräumen und auch noch eine tüchtige Strafsumme, als Entschädigung, ihm zahlen mußte. Doch überlies ihm Friedrich dafür einige andere Güter und die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über das Kloster Gosegk.

Graf Ludwig stiftet das Kloster Reinhardsbrunn.

Ich erzählte Euch oben, junge Freunde, daß die damaligen Ritter sehr oft die Zentnerlasten, welche Vergehungen und Frevel aller Art auf ihr Herz gewälzt hatten, durch fromme Stiftungen, Schenkungen an die Geistlichkeit und Busreisen zu leichtern suchten. — Seht da abermals ein Beispiel an Graf Ludwigen und seiner Adelheide.

War diese in der That das treulose Weib, wie mehrere Chronisten sie schildern, so mochte sie wohl oft Stunden haben, in

welchen peinigende Rückerinnerungen ihr Herzklopfen verursachten — und dieses lies sich, nach den damaligen Begriffen, durch geistliche Uebungen besser, als durch niederschlagende Pulver und Wassergläser dämpfen.

Deshalb läßt sie denn am „gueten freytage“ oder Charfreitage im Jahr 1084 die Mittagstafel ganz mit „wilbreth vnd mancherley Fisch vnd fleysch“ besetzen und bittet ihren Herrn, daß er essen möge. Ludwig wundert sich darüber nicht wenig und begehrt zu wissen, warum er einen so heiligen Tag entweihen solle? — „Um unserer vielen und grosen Sünden uns recht lebhaft zu erinnern“ — fällt die Antwort. Das greift Ludwigen ans Herz, die Reihe seiner Thaten, worunter denn manche schwarze mit vorkommen mochte, stellt sich ihm dar, er schlägt „seyn heubt nyder, begundt gar sehr zu weynen,“ gleich als ein Sünder zerknirschten Herzens, läßt die Fleischspeisen sogleich wegnehmen, ißt und trinkt diesen Tag nicht und sinnt auf Mittel,

Martin-Luther-Bund e.V.
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

wie er wieder bei Gott Gnade erlangen möge. Bedrängt und voll Kummer trägt er dem Bischoffe zu Halberstadt, Herrn Stephan, sein Anliegen vor, und erhält den Rath, eine Gesellschaft von Mönchen zu stiften, die Tag und Nacht für ihn beten möchten. Das beruhigt den Grafen in etwas, doch mehr noch konnte, wie er meinte, der heilige Vater zu Rom in dieser Angelegenheit entscheiden. Freund Stephan und Graf Ludwig wallfahrten nach Rom, der Graf wirft, als ein reuiger Sünder, sich vor dem Oberhaupt der damaligen Christenheit nieder, küßt ehrerbietig den berüchtigten Pantoffel, bittet um Vergebung aller seiner Sünden und verspricht alles zu thun, was ihm der heilige Vater als Busübung auflegen werde.

Das war nun so recht ein Mann, Knecht und Fürst, wie der Papst es wünschte. Die Vergebung der Sünden wurde ihm zugesichert, wenn er sich anheischig machte, für sich und seine Hausfrau Klöster zu stiften — eine sehr leichte Art, der Sündenangst quitt und ledig zu werden; denn Graf Ludwig wird gewis, der

milden Stiftung ungeachtet, nicht Noth gelitten haben. Froh reiste er mit Freund Stephan wieder nach Thüringen, und sogleich ward nun ein Ort gesucht, ein Kloster zu stiften. *)

*) In einem Manuscript: Fata der Krainburg (in des Grafen Beusts Beitr. zur sächs. Gesch. St. I. 73) wird die Busreise etwas anders und umständlicher erzählt. Sobald nämlich Graf Ludwig auf der Wartburg angekommen war, hielt er mit seinen Freunden und Vertrauten Rath, was nun zu thun sei, um sich des Kaisers Zorn zu entledigen. Endlich ward man denn einig über eine Reise nach Rom. Der heilige Vater, Gregor der Siebente, hatte damals gerade den Kaiser Heinrich den Vierten mit dem Bannfluche belegt, und so war es allen Umständen nach am heilsamsten, bei einem Gegner des Kaisers Zuflucht und Hülfe zu suchen. Zwar lauerte der Winter schon vor der Thüre, und eine Reise nach Rom, gerade in der rauhesten Jahreszeit vorzunehmen, war eine mißliche Sache. Allein der busfertige Sünder, Ludwig, achtete nicht der Kälte und des Ungemachs der Reise. Er legte Pilgrimskleider an, nahm mit sich den Ritter Ludolph von Gultenburg nebst noch sechs andern Rittern, ebenfalls gekleidet wie Pilgrimme, und zog so fort nach Rom. Hier suchte er nun demüthig Ablas für seine Sünden, Sicherheit seines Lebens und Erhaltung seiner Länder. Graf Ludwig bat so eifrig (und ließ, wie eine Chronik sagt, so artig 4000 Mark Silber unter die päpstlichen Kurtisanen und in des heiligen Vaters Kammer fliegen) daß

Da bedurft es aber keines langen Suchens — ein alter Töpfer war der Weisel, dem die Suchenden folgten. Reinhard (oder Reginher) hies der merkwürdige Mann und wohnte im Thüringer Walde an einer Wasserquelle. Als Ludwig einst von der Schauenburg auf die Wartburg reiten wollte, traf er bei Friedrichsrode diesen Mann an seiner Quelle, und bot ihm Rede an. Da erzählte denn der Töpfer, daß er alle Nächte an einem gewissen Orte zwei Lichterchen flimmern sehe — weil er vermuthlich zwei, durch Angst und Aberglauben, verblendete Augen hatte. Aber nicht Töpfer Reinhard allein sah das Flimmern — auch seinen Nachbarn, den Friedrichsroder Bauern, entgieng es nicht — Ganz natürlich — denn ein Narr macht viele Narren und ein Bruder Feigherz findet überall Genossen, die alles sehen, was er sieht,

man ihm sein Gesuch unmöglich abschlagen konnte. In einem päpstlichen Schreiben erhielt er nicht allein Vergebung der Sünden, sondern auch die Versicherung, daß jeder, der ihm das geringste Leid zufügte, mit dem entsetzlichsten Banne und Fluche belegt werden sollte. —

und wenn sie auch nichts sähen. Die Ritter dachten und sahen damals oft nicht um einen Grad heller, als die Töpfer — weil ihre Erziehung meist unwissenden oder boshaften Mönchen überlassen war, die bei der Geistesfinsternis des Adels gar treflich im Trüben fischen konnten. —

Graf Ludwig beobachtete auch die nächtlichen Lichter, die ohne Zweifel nichts mehr und nichts weniger als Irrwische waren, und fand auf einmal, daß ihm der Himmel dadurch wohl den Verstand erleuchten wolle, auf jenem Orte ein Kloster zu bauen *). Kurz das Kloster wurde da gestiftet, mit Benediktinermönchen besetzt, reichlich von ihm und seiner Adelheide begabt und Gisilbert, Bischof von Magdeburg, zum ersten Abte desselben bestätigt **). Hundert und funfzig Hufen Lan-

*) Das in der Folge Reinhardsbrunn genannt wurde. Ob es seinen Nahmen von dem Töpfer Reinhard am Brunnen im Walde, oder von dem Dörfchen Reinhardsbrunn, das schon zu Graf Ludwigs I. Zeiten bestand, den Nahmen bekam, läßt sich mit Gewisheit nicht bestimmen.

**) In der Bestätigungsurkunde Heinrichs des Vierten, werden viererlei Absichten der Stiftung des Klosters

des und eine Menge Leibeigene erhielten die Mönche zu Pflege und Unterhalt, und Ludwig entsagte im Jahre 1087 freiwillig für sich und seine Nachkommen, allen Rechten an das neue Kloster, das Schutz- und Schirmrecht ausgenommen, welches er sich als Stifter, jedoch auch nur auf Lebenszeit, vorbehielt. Ob die Zellenbrüder dann seine Söhne als Schirmvoigte von Reinhardsbrunn anerkennen wollten, oder nicht? das stand bei ihnen.

Das neue Kloster war nun zwar mit einem weltlichen Schirm versehen. Allein es mußte auch geistliche Schirmvoigte oder Schutzheilige haben, und dazu erkieſete man denn die Jungfrau Maria und den Evangelisten Johannes. Dies alles bestätigten, auf Ludwigs Ansuchen, recht gern der Kaiser und der heilige Vater zu Rom. Der letztere lies ihm noch ganz be-

angegeben, nämlich 1) die Vergebung der Sünden des Stifters und seiner Gemahlinn, 2) ihre zeitliche Leibes- und ewige Seelenwohlfahrt — 3) Das Gedächtnis Ihrer und der Ihrigen, auch aller Könige, Bischöffe, Fürsten und gläubigen Christen, die das Kloster lieben und schützen würden — 4) Zur Herberge armer reisender Christen nach des Klosters Vermögen.

sonders seinen Schutz angedeihen, indem er es von aller geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit befreite *). Wenn er auch gleich nicht das Recht zu solchen Freibriefen hatte, so masete er es sich doch an, wie denn dieses in den damaligen Zeiten gar häufig der Fall war.

Die Klostergebäude erhoben sich bald an dem Orte, wo die Lichter geflimmert hatten; denn an Geld und Arbeitern lies es der busfertige und zerknirschte Graf Ludwig nicht fehlen — nur die Kirche konnte erst in zehn Jahren fertig werden. —

So hatte denn Ludwig sein Gelübde erfüllt — Frau Adelheid sollte nun auch durch Klostergebäude von Sünden sich reinigen, ob? und wo? sie aber dies gethan habe? ist ungewis. Denn daß sie das Schlos Weissenburg, wo der Mord des Pfalzgrafen vorfiel, im Jahre 1089 in ein Nonnenkloster verwandelt, es Scheiplitz genennet und demselben alle Besitzungen und Gerechtsame des Schlosses Weissenburg geschenkt habe, ist noch nicht erwiesen.

*) Dafür bewilligte Ludwig alle 5 Jahre eine Summe Geldes zu Lichtern im Lateran zu Rom.

Graf Ludwig bestimmte Reinhardsbrunn ganz besonders zu einem Begräbnisort für sich und seine Nachkommen und der blieb es auch lange. Frau Adelheid verschied im Jahre 1110 und ward zuerst in Reinhardsbrunn begraben. Graf Ludwig gieng, nachdem er noch so manche Fährlichkeit bestanden hatte und mehrmals des Kaisers Gefangner gewesen war, in sein liebes Kloster Reinhardsbrunn, vertauschte da den Hermelinmantel mit der Mönchskutte, betete Rosenkränze, sang Horen und starb als Benediktinermönch im J. 1123 alt und lebenssatt in seinem ein und achtzigsten Jahre. Seinem Willen gemäs begrub man ihn in der Klosterkirche neben seiner geliebten und verführerischen Adelheid. Nach ihm wurden noch viele thüringische Fürsten in Reinhardsbrunn begraben, bis es endlich im Jahr 1292 im Feuer aufgieng. Bald erhob es sich wieder aus den Ruinen und dauerte bis zu den berüchtigten Bauernunruhen, wo es völlig zerstört und aufgehoben wurde. (wie ich Euch Th. III. S. 124 erzählt habe.)

Züge aus dem Leben

Ludwigs des Eisernen,

Landgrafen in Thüringen.

Ludwig hört Wahrheit in einer Schmiede und straft hart die Barbareien seiner Lehnsleute.

Einen rauhen und harten, aber gutherzigen und wackern Mann, lernt Ihr diesmal kennen, junge Bürger des Vaterlandes! — einen Mann, an dem Ihr ganz den Rost seines Zeitalters kleben seht — der aber doch eben deswegen ehrwürdig ist — einen Fürsten, der im Anfange nur des Vergnügens wegen in der Welt zu seyn glaubt — der aber bald der Pflichten seines hohen Amtes sich erinnert und mit einer Strenge sie übt, die nahe an Barbarei grenzt, die nur mit den rauhen Sitten des zwölften Jahrhunderts entschuldiget werden kann. — Ludwig der Zweite*) oder der Ei-

*) Ludwig der Zweite heißt er als Landgraf von Thüringen, weil sein Vater, Ludwig der Erste, die

ferne ist der barsche Mann. — Schon aus dem Beinahmen, den ihm die alten Chronisten geben, könnt Ihr schliessen, daß er kein Herr im weichen Kleide seyn mochte.

Ludwig, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Jahr 1129 geboren, verlor seinen Vater sehr zeitig. Er war noch Kind, als er zur Waise ward, und hätte nicht Kaiser Lothar väterlich für ihn gesorgt, so möchte er wohl vielleicht nie die Landgrafenwürde erlangt haben *). Sein Vater,

landgräfliche Würde zuerst bekleidete. Als Graf Ludwig muß er der Vierte heissen, weil es ausser ihm und seinem Vater schon zwei Grafen Ludwig in Thüringen gegeben hatte, nämlich Ludwig den Ersten, oder den Bärtigen, und Ludwig den Zweiten, oder den Springer.

*) Auch diese Würde war damals noch nicht erblich. Thüringen gehörte den teutschen Königen und Kaisern, welche es durch Grafen oder Oberbefehlshaber, deren jeder über einen Theil desselben die Aufsicht hatte, regierten. Zu Ende des eilften Jahrhunderts aber setzten sie über alle diese Grafen einen Landgrafen, der das ganze Land regierte und über alle Grafen die Oberaufsicht hatte. Doch war er noch immer nichts mehr, als kaiserlicher Beamter, der durch Ungebührnisse seine Stelle verlieren konnte und dessen Kinder kein erbliches Recht an die Landgrafenwürde hatten.

Ludwig der Erste, (oder als bloser Graf von Thüringen, Ludwig der Dritte) stand, seiner treuen Dienste wegen, beim Kaiser, Lothar dem Zweiten, in hohen Gnaden und wurde deshalb zum Landgrafen von Thüringen mit fürstlicher Würde erhoben.

Unser Ludwig hatte noch nicht das zwölfte Jahr erreicht, als ihn der Kaiser, aus Achtung für seinen Vater, im Jahre 1140 mit der landgräflichen Würde belehnte. Der junge Fürst hielt sich oft an Lothars Hofe auf, gieng viel mit dem Erzbischoffe von Mainz um, und diese Gesellschaft hatte für ihn so manchen Nutzen; nur gereichten ihm die schlüpfrigen Sitten und Freuden des Hofes und seine öftere Entfernung von Thüringen, eben nicht zu Nutz und Frommen. Jene machten ihn weichlich — und diese gab Anlas zu so manchen Plackereien, welche seine Lehnsleute an den armen Thüringern verübten, während der Landgraf am Kaiserhofe herrlich und in Freuden lebte. Ueberhaupt war Ludwig zum Regenten noch zu jung, es fehlte ihm an der Klugheit, welche ein

Mann haben mus, der eine Nation beherrschen will — seine Vormünder schalteten nach Gefallen — Ludwig kümmerte sich wenig um die Regierung — die Freuden des Lebens in vollem Maase zu geniessen, dünkte ihn köstlicher, als ein Volk zu beglücken. —

Schon längst hegten die thüringischen Grafen und Herren heimlichen Groll im Herzen, daß man ihrer bisherigen Macht in der Person des Landgrafen einen Damm gesetzt hatte. — Ludwig der Erste war ein wackerer und erfahrner Mann, der sich nicht höhnen lies — an diesem konnten sie ihren Groll nicht auslassen — der junge Ludwig aber schien ihnen der Mann zu seyn, dem man ein X für ein U machen konnte, dem man die Flügel seiner Macht leicht beschneiden mochte. — Und so hiengen denn die übermüthigen Grafen und Herren von Thüringen die alten Gesetze gar bald an den Nagel, kümmerten sich um die neuen gar nicht, behandelten den Landgrafen wie ein Kind, höhnten und spotteten über ihn, und sagten unverholen: Ihr Landgraf wisse nicht zu regieren,

und schicke sich zu nichts weniger, als zu einem Fürsten. —

Beinahe die Hälfte von Thüringen schmachtete unter dem Joche der Leibeigenschaft, welche die Edelleute auf eine sehr edle Art zu erweitern gewußt hatten. In den Jahren 1067 und 1072 wüthete grose Theurung im Lande *), die Armen hungerten, während die Edelleute bei vollen Scheuern schwelgten. Sie allein hatten noch Korn im Sacke und reichten davon nur gegen schändliches Entgeld ihren hungernden Brüdern. Denkt einmal! Wer sich einige Zeit satt essen wollte, mußte sich feil bieten seinem Edelmanne, der einen fast verhungerten Thüringer schon theuer an sich zu kaufen meinte, wenn er ihm auf acht Tage Brod reichte.

So tirannisch, wie diese Leibeigenen, behandelte denn der Adel in Thüringen bald alle seine Unterthanen, „und achtete einen Hund höher, als einen Bauern“ **). Der Land-

*) An vielen Orten konnte man nicht einmal den Wein zum Messelesen bezahlen (s. Züge aus dem Leben Ludwigs des Springers S. 127.)

**) So sprechen die Fata der Krainburg S. 72.

mann, welcher Pferde oder Kühe hatte, mußte alle Vormittage der ganzen Woche, damit zu Hofe ziehen, den Acker des Ritters bestellen und alle nöthige Fuhren verrichten. Dabei blieb nun zwar des Landmanns Haus und Hof und Weib und Kind nur halb versorgt. Allein dies traurige Loos war immer noch eher zu ertragen, als das der armen Häusler, welche kein Vieh zu des Edelmanns Dienst senden konnten. Diese mußten je sechs und sechs einen halben Tag vor den Pflug sich spannen lassen — ein siebenter regierte den Pflugschaar und der Edelmann ritt daneben her, die Unglücklichen mit der Peitsche anzutreiben — Erschien er nicht in eigner Person, so vertrat ein Bube oder Büttel seine Stelle, wobei denn die Peitsche in einem fort Fleis predigte. Ja sogar die Weiber der Häusler mußten sich bisweilen vorspannen lassen. Am schändlichsten unter jenen barbarischen Rittern zeichnete sich aus Niclas Heinrich von Heerd. Dieser lies eine Frau, deren Mann eben erst gestorben war, und welcher ihr vier unerzogene Kinder hinterlassen hatte, so lange pflügen, bis sie er-

krankte und starb. Ein andrer der thürin-gischen Edlen, Ludwig von Gülten-burg, begieng ähnliche Grausamkeiten, so lange, bis ihn seine Hausfrau, Hilde-garde, deren Andenken gesegnet sei! —— dahin vermochte, die armen Häusler nicht mehr vor den Pflugschaar zu spannen, son-dern sie lieber Geld zahlen oder andere Dienste leisten zu lassen.

Bedrückungen dieser Art übten die Edelleute schon unter der vorigen Regie-rung. Man kann denken, wie sie unter der jetzigen, die ein junger, sorgloser Land-graf führte, sich benehmen mochten. Allen Frevel verübten sie an den armen Unterthä-nen und verfuhren mit einem Worte so, als ob es weder im Himmel noch auf Erden Richter ihrer Handlungen gäbe. Das war schändlich, und verdiente harte Züchti-gung.

Dem Landgrafen Ludwig ahnete es nicht, daß man vielleicht, während er am Hofe schwelgte und praßte, einem seiner treuen Unterthanen das Vieh wegtrieb — einem andern die Tochter raubte — einen drit-ten vor den Pflug spannte — einem vier-

ten durch Peitschenhiebe bewies, daß er seinen Lehnsherrn, wie seinen Gott, ehren und ihm die schönsten Erstlinge seines Weinbergs, seines Ackers, seines Gartens opfern müsse. — Allein der Krug geht so lange zu Wasser, bis er den Henkel verliert. — Die Plackereien nahmen bald ein Ende — Die übermüthigen Ritter wurden gestraft, und zwar sehr hart gestraft, wie die Geschichtsbücher jener Zeiten des breiteren erzählen.

Landgraf Ludwig kurzweilte sich gern mit der Jagd, „und bekümmerte sich da wenig um seine armen Unterthanen, die zwar schryen, aber nicht vor den Fürsten mit ihren Klagen gelassen wurden, weil die von Adel, schneller wie die Adler, um ihn herum waren und alles abtrieben“*). Einst hatte er sich im einsamen Forst von seinen Hofjunkern und Reitersknechten verloren und wußte nicht, wie er den rechten Weg wieder einschlagen sollte. Da stieß er auf einen Bauer, der sich zum Wegweiser anbot und ihn, weil der Tag eben zu Rüste gieng, nach der Hütte eines Schmiedes geleitete, der

*) So sprechen die Fata der Krainburg S. 74.

im Ruhlaer *) Walde sein Wesen trieb. **) — Hier sprach Ludwig „yn grauwen kleydern mitt seynen Jegerhorne“ ein, und bat um Nachtherberge. Der Schmied verlangte zu wissen, wen er beherbergen solle? und Ludwig gab sich für einen Jäger des Landgrafen aus, der sich verirrt hätte.

Allem Anschein nach kannte der Schmied seinen Landgrafen sehr gut, stellte sich aber, als ob er ihn nie von Angesicht gesehen habe. Warum? sollt Ihr gleich hören.

Kaum hatte Ludwig sich für des Landgrafen Jäger ausgegeben, da ward der Schmied barsch und ungestüm ***), ver-

*) Ruhla liegt an der südlichen Grenze des Herzogthums Eisenach und an der nördlichen des Herzogthums Gotha. Man fertigt da Eisen- und Stahlarbeiten, Pfeifenköpfe, Strümpfe u. s. w.

**) Das Haus des Hammerschmieds steht noch und gehört jetzt dem herzoglichen Eisenachischen Oberförster Eisenträger.

***) Und sagte (nach Paul Langens annal. Isenacens. S. 21) „Pfui, über den schlechten Landgrafen! man möchte sich allemal den Mund ausspülen, wenn man ihn nur nennt. Seinetwegen möchte ich dir's kaum vergönnen über meine Schwelle zu treten, so ekelt mich sein Andenken.“

gönnte seinem Gaste kaum ein schlechtes Ruheplätzchen, brach in die heftigsten Verwünschungen über die jetzige Regierung aus, schimpfte auf den Landgrafen, daß er so wenig sich um das Land bekümmere, erzählte, daß die Edelleute seiner spotteten und hinterwärts ihn nur Landgraf Metze nennten, und entwarf dem verstellten Jäger ein schreckliches Bild von den Greueln und Unthaten der vornehmen Thüringer.

Ludwigen mochten die Farben zu diesem Gemälde wohl nicht sonderlich gefallen. — Indes entgegnete er dem handfesten und treuherzigen Mahler nichts, was ihn hätte verrathen können und warf sich voll Unwillen und Kummer auf das ärmliche Lager. Aber an Ruhe war hier nicht zu denken. Meister Schmied kümmerte sich viel darum, ob sein Landgraf der Ruhe bedürfe oder nicht. „Deinem Fürsten die Wahrheit zu sagen," findet sich nicht immer Gelegenheit, mochte er vermuthlich denken. Und so arbeitete er denn die ganze Nacht in einem fort, schimpfte dabei tüchtig auf die Bedrücker des Landes, bespöttelte in überlauten Selbstgesprächen die Gelindigkeit des

Landgrafen und begleitete, wie die Chronik bekundet, jeden Hammerschlag aufs glühende Eisen mit den Worten: Landgraf werde hart! werde hart! —

Eine alte Handschrift *) erzählt diese, für Ludwigen und seine Unterthanen so nützliche und erbauliche Begebenheit auf folgende Art:

Ludwig hatte (im Jahr 1122) zu Freiburg Hof und Jagd gehalten. Bei der letzteren verlor sein Ros ein Hufeisen. Der Landgraf, nur von einem einzigen Reiter begleitet, „weil die grosen Hansen alle fortgeritten," nimmt den Heimweg über Mingenrotha, um sich bei dem dasigen Schmied sein Pferd beschlagen zu lassen. Der Schmied, ein armer Mann, der nicht eigenes Ackerzeug besas, hat eben den halben Nachmittag vor dem Pfluge seines gnädigen Herrn Pferdedienste verrichtet und ist nun entsetzlich müde. Der fremde Herr (denn er kannte den Landgrafen nicht) kömmt ihm daher gerade sehr ungelegen, und er gesteht, ohne Kompli-

*) Fata der Krainburg S. 74.

mente, daß er heute das Pferd unmöglich beschlagen könne, weil er von dem Ackerdienst gar zu matt sei — Herr Ludwig erstaunt und entrüstet sich über die neue Zeitung von Bedrückungen des Adels, die er bisher noch nicht gekannt hat, verheelt desto mehr seinen Stand und Nahmen und erneuert seine Bitte an den offenherzigen Schmied, das Pferd zu beschlagen. Während dieser mit dem Eisen auf dem Amboße beschäftigt ist, brummt er immer vor sich hin: daß der Landgraf auch so hart gegen die Edelleute seyn sollte, wie er gegen sein Eisen, damit es ihm und andern armen Leuten besser gehen möchte — und begleitet noch ausserdem jeden Hammerschlag mit den Seufzern: Landgraf werde hart — Landgraf werde hart! —

Diese harte Rede fährt Herrn Ludwig „durch Gottes Schickung wie Donnerschläge ins Herz“ reichlich belohnt er den armen Mann, und fragt, ob noch mehrere Häusler von Mingenrotha heute hätten ackern müssen? — Vierzehn, für heute — entgegnet der Schmied, und morgen müssen

wieder eben so viele auf den Acker des Edelmanns ziehen —

Sei nun diese oder jene Erzählung die richtige — kurz Ludwigen mocht's wohl vom bloßen Zuhören fast eben so warm werden, als dem braven Schmied vom mächtigen Hammerschlage. Die Wahrheit ist den meisten Menschen eine lose Speise, die sie nicht gern zu sich nehmen mögen, besonders wenn sie ihnen von geringen Leuten aufgetischt wird. Doch war Landgraf Ludwig einer von den klugen Männern, denen sie wohl bitter schmeckt, die aber doch zu Nutz und Frommen ihrer selbst und andrer sie zu verdauen wissen.

Treflich belehrt zog er des Morgens früh von dem offenherzigen Schmied nach seinem Schlosse, mit dem weisen Vorsatze, die neue Mähr zu untersuchen und dann die Schuldigen nach Verdienst zu strafen. Leider fand er, daß der Schmied wahr geredet hatte. Ueberall entdeckte er „die allerentsetzlichste Barbarité, und fast unerhörte Grausamkeiten. Besonders hatten es etliche 70 Edele mit ihren Unterthanen so gemacht, daß

es die Teufel in der Hölle nicht ärger hätten machen können.“ *)

Dies schmerzte und erbitterte gar sehr den Landgrafen. Seine bisherige Milde verwandelte sich nun in Grimm — den Unthaten der Ritter ward stracks Einhalt gethan, und diese hartherzigen Plagegeister Thüringens sollten nun ihren Lohn, ein jeglicher nach Verdienst und Würden, empfangen. Die schnelle Aenderung des Landgrafen mochte den Rittern sonderbar vorkommen — ja sie meinten wohl gar, die ganze Sache sei nur ein Scherz und lustiger Schwank ihres übergnädigen Herrn. Aber bald vermerkten sie, daß es gar ernstlich mit ihren Sünden gegen das Volk gemeint sei. Da verbündeten sie sich männiglich, warfen dem Landgrafen den Fehdehandschuh hin und versuchten das Aeusserste. Aber Ludwig kämpfte wacker für sein Recht; die Uebermüthigen wurden aufs Haupt geschlagen, und die Rädelsführer der Ungehorsamen bei Freiburg an der Saale gefangen. Gott gabe ihm das Glück,

*) Fata der Krainburg S. 75.

daß er gewann und fienge sie — sagt die Chronik — da führte er sie hyn gefangen und straffete sie darumb, daß sie ihme geschworen und gelobt hatten und das böß-lich hielten. —

Wie nun strafen? die Verbrechen sind gros — gros mus auch der Lohn dafür seyn. — An der blosen Ungnade gnügte dem Landgrafen nicht. — Hört einmal, wie er überlegte und was er that. —

„Nun möchte ich Eure Untreue wohl belohnen," so redete er zu den Schuldigen, „wollte ich Euch das Le-ben nehmen lassen, so spräche man vielleicht, ich tödte meine eigene Leute*); vermeinte ich Euch an Gelde zu strafen, so möchtet Ihr glauben, ich bedürfe dessen — wollte ich Euch aber straflos von dannen ziehen lassen, so würdet Ihr meinen Zorn nicht achten." „Und dehrwegen," erzählt die Chronik, „so

*) Die Todesstrafen waren damals sehr selten und gegen den Adel fast unerhört.

führte er sie zu Felde auf eynen Acker, da ehr eynen Pflugk fand und spynne (spannte) ihrer viere *) zusammen ynn den Pflugk ynn ihren Hemden und gienge mit ihnen eine Forchen lang und triebe sie selber mit eyner Geischel (Peitsche) und hiebe sie, daß sie sich bogen und dicke auf die Erde fielen. Und wenn eyne Forche geackert war, so spynne (spannte) ehr andre viere eyn und pfluge also eynen ganzen Acker gleich als mytt den Pferden."

Die vornehmen Ackerer, welche sich nun wohl vorstellen konnten, wie einst ihren armen Häuslern, besonders bei schlechter Kost und oft leerem Magen das Pflügen mochte sauer geworden seyn, mußten noch überdies, Mann für Mann, 50 Mark Silbers zahlen. Ludwig von Gültenburg, weil er sich besserte (s. S. 167) durfte nur 30 Mark erlegen und eben so viel zahlten die übrigen Ritter, welche ein wenig gelinder

*) Die Fata der Krainburg sagen: er habe allemal sechse eingespannt, innerhalb 3 Tagen anderthalb Morgen Landes mit ihnen umackert, sie beständig mit der Peitsche angetrieben und immer geschrieen: Landgraf werde hart —

ihre Unterthanen behandelt hatten. Niklas Heinrich von Heerd aber, der Vornehmste der Sünder, verlor für seine Unthaten gegen das Volk, zu Wartburg den Kopf. Ueberdies verbot der Landgraf von der Stunde an alles Pflügen mit Menschen und alle Geldbusen bei harter Strafe und erlaubte den Rittern nur einen halben Tag wöchentlich, an dem sie die Unterthanen „zu leidlicher und ausstehlicher Handarbeit“ brauchen konnten; doch waren davon alle Alte, Gebrechliche, Kranke und Kinder unter 16 Jahren ausgeschlossen.

Ludwig versicherte, nach vollbrachter Arbeit, die vornehmen Pflüger aufs neue seiner ehmaligen Gnade, unter der Bedingung, daß der den Kopf verlieren sollte, wer Unfrieden gegen ihn zeigen würde. In Nauenburg mußten sie ihm aufs neue schwören und huldigen. Den Acker lies Ludwig nachher mit einer Mauer umgeben und nannte ihn den Acker der Edlen. Noch jetzt zeigt man dem Wanderer in der Gegend zwischen Freiburg und Naumburg, das von den Edelleuten um-

pflügte Land unter dem Nahmen des Adelackers.

Aber Edelleute im Hemde an den Pflug zu schirren und mit der Peitsche sie anzutreiben — das mag man den Geschichtschreibern wohl kaum aufs Wort glauben. — Fast scheint es so, und viele haben, eben der harten Strafe wegen, alles für eine Fabel halten wollen. Allein so lange man keinen triftigern Beweis, als die Härte der Strafe aufstellt, mögen wir den Chroniken diese lehrreiche Erzählung wohl eben so gut aufs Wort glauben, als so manche andere, gegen welche sich noch weit mehr einwenden läßt.

Freilich, wenn man uns jetzt erzählen wollte, daß ein Fürst seine ungerechten Edelleute auf diese Art gestraft habe, so würden wir darüber, als über eine Fabel, spotten. Aber denkt Euch die rohen Sitten des Mittelalters. Blose Ungnade, Verweisung vom Hofe, Geld- und Gefängnißstrafe dünkten die Ritter jener Zeiten kleinliche Strafen, die sich allenfalls noch ertragen liessen. War ihr Fürst ungnädig, so zogen sie auf ihre Burgen, und trieben da

ihr Wesen, unbekümmert, ob sie die Gnade ihres Regenten hatten oder nicht — Geld war bald gezahlt und Gefängnis dauerte nicht ewig. Also mußte denn freilich die Strafe ein wenig derb seyn, wenn ein übermüthiger Ritter sie fühlen sollte. — Und war denn das Hundetragen, womit man in den damaligen Zeiten Ritter und Grafen, ja sogar Fürsten belegte *), nicht eben so

*) Die Kaiser, welche damals beständig in auswärtige Kriege, besonders in Italien, verwickelt waren, hatten indes nicht selten mit Aufwieglern in Teutschland selbst zu kämpfen. Diese wurden dann gemeiniglich, wenn der Kaiser zurückkam, entweder mit jener entehrenden Strafe des Hundetragens allein, oder auch ausserdem noch mit Lebensstrafe belegt. Die erstere bestand darinn: einen, meist ganz räudigen Hund mußten sie bei den Vorderfüssen anpacken, über die Achsel hängen und so eine Strecke Weges, je nachdem nun das Verbrechen gros war, ja oft wohl gar aus einer Grafschaft in die andere, tragen. Waren ihre Mitschuldigen Edelleute, so mußten diese einen Stuhl oder Sattel, waren es aber Bauern, ein Pflugrad auf der Achsel tragen. Dies nannte man das Ausdingtragen. Das Volk erschien zahlreich dabei und die Schande der Träger war gros und allgemein. In Franken, Schwaben und Sachsen war diese rauhe Sitte sehr gebräuchlich. Heinrich der Finkler schickte den Hunnen, die ihm den Tribut versagten, einen schäbigen Hund, zum Zeichen, daß er sie verachte und sein

hart und entehrend, als das Pflügen im Hemde? —

dem soll diese Strafe aufgekommen seyn. Beispiele von Männern, welche auf diese Art entehrt wurden, bieten die Geschichte in Menge.

Unter Otto dem Grosen überfiel ein fränkischer Herzog, Eberhard, einen vornehmen Ritter in Sachsen. Dafür ward er denn in die Acht erklärt und würde ebenfalls einen schädigen Hund haben tragen müssen, wenn man nicht Kaiser Konrad den Ersten, dessen Bruder er war, dadurch zu entehren geglaubt hätte. Das Hundetragen konnte er diesmal durch eine Menge Pferde bezahlen, seine Mitschuldigen aber mußten von einem gewissen Orte bis nach Magdeburg Hunde auf dem Rücken tragen. —

Nicht besser gieng es dem Pfalzgrafen am Rhein, Hermann, und Arnolden, dem Erzbischoffe zu Mainz. Während Kaiser Friedrich im Jahre 1155 zur Krönung nach Rom reiste, befehdeten sich diese beiden und verübten in jenen Gegenden viele Uebelthaten. Der Reichstag zu Worms beschied sie vor sich und gab folgendes Urtheil: Pfalzgraf Hermann und zehn mitschuldige Grafen sollen jeder einen Hund eine ganze Meile weit von einer Grenze zur andern tragen — die gemeinen Ritter folgen ihnen mit einem Stuhle und die Bauern mit einem Pflugrad auf der Achsel. Die Strafe ward auch richtig vollzogen und dem ganzen teutschen Reiche bekannt gemacht. Der Erzbischof und seine Geistlichen mußten Stellvertreter dingen, welche den Spaziergang machten.

Nehmt nun vollends alle Umstände zusammen. Der Landgraf war sorglos und meinte, es gehe seinen Unterthanen wohl, sah alles durch die Finger und regierte mit

Herr Gerhard, Burggraf zu Querfurt, hatte im Jahre 1202 den Dechant zu Madeburg öffentlich überfallen und ihm die Augen ausgestochen. Dafür mußte er denn 1000 Mark Silber dem blinden Dechanten zahlen, 100 Mark von seinen Lehen dem Domkapitel abtreten und von dem Orte des Ueberfalls bis an die Thüre des Doms einen Hund tragen — Fünfhundert Ritter, seine Helfershelfer, hatten die nämliche Ehre — der Zug muß in der That sehr feierlich gewesen seyn. —

Borum, des böhmischen Königs, Wradislaw, Sohn, eroberte im Jahr 1110 Prag, weil er meinte, daß Wradislaw ihm sein väterliches Erbe genommen habe. Dieser besiegte ihn durch Hülfe Kaiser Heinrichs des Fünften. Der neue Kommandant von Prag, mußte sich auf ein ganz dürres Pferd setzen, ein alter Hund wurde ihm auf den Rücken gebunden, und so führte ihn denn der Scherge beim Barte in der Stadt herum. Dieser und der untere Kinnbacken wurden ihm dann abgeschnitten, auf dem Markte an eine Schandsäule genagelt und er selbst aus der Stadt gestoßen. —

Wenn man an diese und ähnliche Strafen des Mittelalters sich erinnert, kann man das Pflügen der Edelleute im bloßen Hemde doch in der That nicht unwahrscheinlich finden.

einer Gelindigkeit, die ihn sogar zum Spott machte. — Auf einmal wird ihm vom Meister Hammerschmied die Wahrheit unverhohlen und derb gesagt — er hört, wie kindisch man ihn behandelt, weil man sein gar nicht achten zu dürfen glaubt — er müßte wenig Ehrgeiz besessen haben, wenn ihn dies nicht hätte in Harnisch bringen sollen — Er sieht im Geiste das Bild des Elendes, unter welchem seine armen Thüringer schmachten — und — er müßte ein hartes Herz gehabt haben, wenn er als Vater des Vaterlandes sich seiner gleichsam verwaiseten Kinder nicht hätte annehmen wollen. Er erkundet genau die Bedrückungen des Adels, hört die Tiranneien des Pflügens mit Menschen — konnte ihm da nicht ganz natürlich der Gedanke einfallen: Mit dem Maase, womit ihr messet, wird man euch wieder messen. — Der Mann von der sanftesten Gemüthsart wird gemeiniglich wild und hart, wie ein Tirann, wenn sein Zorn einmal recht tüchtig gereizt wird, und — war das nicht beim Landgrafen Ludwig der Fall — darf man es also unwahrscheinlich finden,

daß er auf eine so harte Strafe verfiel, die seiner Hitze und seinem Zeitalter völlig entsprach. Die Gestraften sind nun über achthalbhundert Jahre todt — seitdem haben sich freilich die Zeiten und Sitten gar sehr geändert. — —

So lange man also diesen rauhen Zug der Gerechtigkeitspflege des Landgrafen nicht durch Zeugnisse, sondern nur durch die Härte der Strafe widerlegt, wollen wir ihn den Chroniken immer aufs Wort glauben. Ganz haben sie ihn gewis nicht aus der Luft gegriffen; wenigstens ist er doch so lehrreich, daß er es verdient, beherzigt zu werden, wäre er auch nur eine Sage des zwölften Jahrhunderts.

Ein Regent, der, nach vorhergegangner Sorglosigkeit, dann auf einmal so ernstlich seines Volks sich annimmt, verdient allemal den Segen der Nachwelt, hätte er auch ein wenig zu barbarisch gestraft. Und so verdient es denn auch Ludwig der Eiserne ganz besonders, daß man sein Bild auf dem Schlosse Wartburg im Landgrafenzimmer aufgehangen und obige Erzählungen von ihm in kleinen Gemälden der

Nachwelt erhalten hat. Sind auch die Letztern so ziemlich unscheinbar geworden, so erreichen sie doch immer noch ihren Zweck — sie erinnern an einen, sein Volk schützenden, Regenten —

Daß den Edelleuten Ludwigs Härte nicht gefallen mochte, läßt sich denken — aber dem Landgrafen gefiel es auch nicht, daß man hinter seinem Rücken die Unterthanen drückte.

Indes mochte er doch vor der Rache der Gestraften sich nicht ganz sicher halten. Viele schimpften auf ihn, daß er die Ritter hatte pflügen — viele auf die Ritter, daß sie sich dies hatten gefallen lassen. Durften sie ihm auch nicht mit offenem Visier den Fehdehandschuh hinwerfen, so konnten sie ihm doch heimlich nach Leib und Leben trachten. Die meisten fand er „ehrlos, treulos vnd meyneydigk, vnd vmb deswillen“ legte er denn, wie man sagt, einen eisernen Panzer an, den er bis an seinen Tod, beständig, auch selbst im Schlafe, trug. Und daher soll er den Beinahmen des Eisernen erhalten haben.

Allein Ludwig führte beständig Kriege und legte deshalb den Harnisch nur selten ab — vielleicht erwarb ihm dies jenen Beinahmen. Vielleicht aber nannte man ihn auch deswegen so, weil er, seitdem er in der Waldschmiede die Wahrheit gehört hatte, bei allen Gelegenheiten unerbittlich strenge gegen seine Lehnsleute war. Diesen eigenmächtigen und verwöhnten Menschen mochte er freilich auf einmal einen Kopf und ein Herz von Eisen zu haben scheinen, denn wie die Chronik sagt, fürchteten sie ihn mehr, als den Teufel und sein bloser Nahme preßte ihnen schon Seufzer aus.

Ludwig wußte das wohl und freute sich baß darüber, bei seinen Lehnsleuten in ein so furchtbares Ansehen sich gesetzt zu haben. — „Wie aber wenn Du nun todt bist, dann wird alles wieder bunt durch einander gehen, dann werden Deine Lehnsleute sich freuen“ — so mochte der Landgraf denken, als ihm ein Schwank einfiel, der ihm, wie er meinte, seine Lehnsleute in ihrer wahren Gestalt nach seinem Tode darstellen sollte.

Ludwig, so meldet die Chronik, stellte sich auf einmal todtkrank, lies sich die letzte Oelung geben und — verschied. Das war nun eine Freudenpost für seine Lehnsleute.

Mit allem Prunk sollte der Landgraf begraben werden, so veranstalteten sie es, fanden sich sehr zahlreich ein, den Mann zu Grabe zu geleiten, der ihnen im Leben so vieles Herzeleid angethan hatte, betrugen sich aber dabei ganz so froh, als ob sie, durch den Tod ihres Landgrafen, einer grosen Bürde entledigt worden wären.

„Wir wollen," sagten sie, indem sie ihn auf den Wagen hoben, „ihm noch die letzte Ehre erweisen; genug, daß er todt ist, und daß wir uns nicht weiter vor ihm fürchten dürfen". Und damit folgten sie denn dem Zuge frölich und gutes Muthes.

Auf einmal aber ward Lärm im Sarge — die Donnerstimme des Landgrafen sprach aus dem Leichentuche zu den erschrocknen Edelleuten — der eiserne Ludwig lebte noch und die frölichen Leichenbegleiter mußten hart für ihre Freude büssen. —

Ludwigs schnell erbaute und feste Mauer des Schlosses Neuenburg.

Ludwig war aber nicht blos ein strenger Fürst, sondern auch ein guter Krieger. In und ausser Teutschland setzte er durch seine Kühnheit und Kriegskenntnis alles in Furcht und Schrecken. Wo er hinkam, war Sieg, und jeder trachtete darnach, einen so mächtigen Mann zum Freunde zu haben. Würde er aber wohl mit übermüthigen und ungehorsamen Lehnsleuten so große Thaten haben üben können? Seine Strenge erweckte ihm den pünktlichsten Gehorsam. Ein Beispiel mag dies beweisen.

Der böhmische Herzog, Boleslav, hatte sich so widerspenstig gegen den Kaiser Friedrich, Ludwigs Schwager, benommen, daß dieser es für nothwendig und recht hielt, ihn zu befehden. Auf dem Zuge gegen denselben, welchem Ludwig im Jahre 1172 auch beiwohnte, kehrte der Kaiser auf Neuenburg *), dem Schlosse

*) Nicht weit vom Schlosse Mühlberg drei Stunden von Gotha. Das Landvolk nennt es nur die Num-

des Landgrafen, ein. Da gieng Friedrich einst des Morgens spazieren, besah sich den Bau und die Lage des Schlosses, und lobte es baß, nur wollte es ihm nicht gefallen, daß es weder Mauern noch Wälle und feste Thürme habe, und er sagte dies unverhohlen dem Landgrafen.

In drei Tagen, entgegnete Ludwig, sollt Ihr das Schlos mit einer Mauer umgeben sehen, auf die ich mich sicher verlassen kann. — Der Kaiser lächelte, weil er des Landgrafen Rede für Scherz hielt. Mein lieber Herr Schwager, entgegnete Friedrich, und wenn Ihr alle Maurer und Steinmetzen im römischen Reiche zusammenbrächtet, würdet Ihr doch in so geschwinder Zeit keine Mauer — ich will nicht einmal von den Thürmen sagen — aufführen können — Der Landgraf wiederholte seine Versicherung, und hielt auch Wort. Indes war die Zeit da, „das man zu tische pfieffe," Ludwig besprach sich aber vorher mit „seynen screybern vnd heymlichen dienern," sandte

burg. Man sieht fast nichts mehr davon, als die Ueberbleibsel eines Wallgrabens.

schnell und geheim Knechte aus und entbot seine vornehmsten Lehnsleute mit Schild und Helm und Wehr und Fahnen, stattlich gerüstet, mit ihren Knappen und Knechten zu erscheinen, in einer bestimmten Nacht und auf einem bestimmten Platze nicht weit vom Schlosse.

Die Vasallen stellten sich auch richtig ein. Ludwig gieng zu ihnen hinaus, dankte für ihre Bereitwilligkeit, sagte ihnen seinen Plan und stellte sie nun nach dem Range ihrer goldenen, silbernen, sammetnen, seidnen oder sonst zierlichen Wappenröcke rings um den Schlosgraben, so dicht, daß sie einander berührten. Alle mußten die Schwerdter ziehen und mit dem Angesicht gegen die Burg zu sich kehren. Da wo die Schlosthürme oder Basteien sich erhoben, in der Mitte und auf den Ecken, stand ein Graf oder Freiherr mit seinem Panier. Jeder Ritter hatte einen Knecht mit dem Wappen vor, und einen andern mit dem Helme hinter sich, damit man die Geschlechter genau unterscheiden konnte. —

„Seht da die versprochene Mauer,“ sagte der Landgraf, als Friedrich aufge-

standen war, und führte ihn ans Fenster. Der Kaiser wollte sich nicht einmal die Mühe nehmen, hinauszuschauen, weil er die Rede des Burgherrn immer noch für Scherz hielt. Aber wie erstaunte er, als er sie endlich erblickte, die stattlichen Ritter mit den blanken Harnischen und gezogenen Schwerdtern, die Grafen und Freiherren mit ihren Fähnlein und die Knechte mit Wappen und Helmen. Er meinte, Ludwig hätte dies wohl „mit schwartzen kunsten zu wegen gebracht," sagte voll Verwunderung, er habe nie eine stärkere und treflichere Mauer gesehen *), und bezeigte dem Landgrafen seine herzliche Freude.

Um nun seinem vornehmen Besuch noch mehr Freude zu machen, hatte Ludwig auch die Hausfrauen der so schnell aufgebotnen Ritter kommen lassen, gab drei Tage gar köstliche Feste, „vnd machte da eyne Wirthschafft, vnd eynen

*) „Nu sahe ich köstlicher edeler theuer besser vester vnd schöner mauern noch nie, des will Ich Gott bekennen, vnd habt ymmer dank, das Ihr mir eyne solche mauren geweyset vnd gemacht habt." So heißt es in Ursini Chron. Thuring.

köstlichen Hoff vnd die herren, stachen, thornyrten, tantzeten vnd trieben viel schöner fröligkeytt vnd höffligkeit."

Daß die Vasallen des Landgrafen so schnell da seyn konnten, scheint wunderbar — denn viele hatten ihre Burgen doch gewis nicht in der Nähe ihres Lehnsherrn. Aber Ludwig hatte sie schon zu dem Zuge nach Pohlen aufgeboten, und so mochten sie denn wohl nicht fern seyn. Uebrigens sendete er gewis auch Eilboten auf Eilboten und an dem schnellen Gehorsam durfte er, das wußte er mehr als zu gut, nicht zweifeln. Der Herr, der mit der Peitsche sie zum Pflügen getrieben — der verblichene Landgraf, der mit Donnerstimme aus dem Sarge zu ihnen redete, war ein gar gestrenger Herr, dem man nichts abschlagen durfte.

Ludwigs Tod und Begräbnis.

Ihr habt nun gesehen, wie strenge Ludwig gegen seine Lehnsleute im Leben war,

und auch seyn mußte. Hört nun, wie er auch im Tode noch sie demüthigte.

Bald nach dem Heereszuge nach Pohlen legte er sich aufs Siechbette und merkte wohl, daß es diesmal sein Leben gelten werde. Da versammelte er um sich her noch einmal seine vornehmsten Adelichen, die einst gegen ihn sich aufgelehnt hatten und verkündigte ihnen, daß er von dannen scheiden werde. „Sehet!“ redete er sie an, „ich werde jetzt sterben — Euch aber befehle ich bei Strafe des Galgens, daß Ihr meinen Leichnam, sobald die Seele davon geschieden seyn wird, auf Euren Schultern von hier nach meinem Begräbnisse in Reinhardsbrunn tragen sollet — und zwar mit der Ehrerbietung, die Ihr mir schuldig seyd.“ —

Dies mußten sie ihm mit einem Eide versichern, und sie thaten es auch gern, denn sie fürchteten ihn ja, wie die Chronik sagt, gleich dem Teufel und waren herzlich froh, ihn dem Hinscheiden so nahe zu sehen.

Zehn Meilen weit, von Neuenburg nach Reinhardsbrunn, trugen sie die Landgräfliche Leiche mit Freude im Herzen,

aber Schüchternheit im Blick, ob auch der Landgraf wirklich todt sei, oder sie wohl gar abermals nur auf die Probe stellen wollte.

Die Bischöffe zu Merseburg, Zeitz und Würzburg, die Aebte zu Fulda und Hersfeld, alle ihm lehnspflichtige Grafen und Herren aus Thüringen und Hessen und eine zahllose Menge Volks begleitete den Leichenzug. Der Erzbischof Wichmann von Magdeburg hielt das Hochamt in der Klosterkirche, wo Ludwig mit allem Pomp (im J. 1172) begraben wurde.

Die Edelleute verwünschten, die Armen segneten und die Nachwelt ehrt den Landgrafen, der von einem gemeinen Manne die Wahrheit sich sagen lies, ohne sie zu dem einen Ohre hinein und zu dem andern wieder heraus zu lassen — der seine Fehler einsah und sie besserte — der den Ruhm eines guten und tapfern und das Bewußtseyn eines gerechten Fürsten mit ins Grab nahm. Daß sein Has und seine Strenge gegen seine Lehnsmannen etwas zu weit gieng — ist wahr — daß aber diese erst mit dem

Volke zu weit gegangen waren — ist auch nicht zu leugnen. — —

Mönchsmährchen von dem verblichenen Landgrafen.

Ludwig mochte wohl auch mit der Geistlichkeit nicht allemal so glimpflich und ehrerbietig verfahren, wie diese es wünschte. Das sieht man deutlich aus den Sagen und Verunglimpfungen, die sie dem Verblichenen im reichen Maase angedeihen lies. Hatte er sie einst vielleicht auch nicht persönlich beleidigt, so beleidigte er sie doch gewis schon durch die harten Strafen an den Edelleuten. Diese waren meist die Schutz- und Schirmvoigte der Klöster — wer diese angrif, grif sie selbst an. — Vielleicht bliesen auch die Ritter, die nun im Tode sich nicht mehr an ihrem gestrengen Herrn rächen konnten, hie und da die Mönche an, daß sie dem Landgrafen dieses und jenes nachsagen mußten.

Eine kurzweilige Mähr dieser Art gebe ich Euch hier zum Besten, meine jungen Freunde, damit Ihr aus derselben den abergläubischen Geist und die Rohheit jenes Zeitalters deutlich kennen lernen und Euch freuen möget, in Zeiten und in einem Lande zu leben, wo man der Vernunft nicht mehr durch solche abgeschmackte Dinge spottet.

Ludwigs des Eisernen Sohn, Ludwig der Dritte oder der Fromme, wie ihn die Geschichtschreiber jener Zeit genannt haben, ward nach seines Vaters Tode Landgraf in Thüringen. Diesen beunruhigten die Mönche mit tausend Zweifeln, ob auch sein Vater ewig selig seyn könne, da er so viele Unthaten verübt habe? daß Ludwig endlich neugierig ward, zu wissen, wie es seinem Vater in jener Welt ergehe. Ein Soldat der Schloswache hört des Landgrafen Wunsch und erzählt ihn seinem Bruder, der in Paris die schwarze Kunst *) studirt hatte. Vermöge dieser

*) Die Kunst zu wahrsagen, Geister zu zitiren, mit dem Teufel in ein Bündnis zu treten und andere dergleichen Tollheiten und Possen, womit Betrüger das Volk äfften und sich ein hochwichtiges Ansehen gaben, war

Alfanzerei war nun, wie die Meister in derselben vorgaben, nichts leichter, als mit abgeschiednen Seelen, sie mochten nun im Himmel oder in der Hölle seyn, sich zu besprechen. So zitirte denn der Schwarzkünstler den Teufel und bat ihn, Kunde zu thun von der Seele des Landgrafen. Der Teufel war höflich genug, dem Bittenden nichts abzuschlagen, versprach, ihn mit sich zu führen, wo er des Landgrafen Seele sehen könnte und schwur ihm, bei dem furchtbaren Gericht Gottes, daß ihm kein Haar gekrümmt werden dürfe, wenn er auf seinen Rücken sich schwingen wolle. — Das war nun freilich ein abentheuerlicher Ritt. Indes galt es auch grose Entdekkungen. Der Schwarzkünstler faßte sich ein Herz, schwang sich auf das schwarze Röslein, hielt am Halse des Teufels sich fest und gelangte unversehrt an die Pforten der Hölle. Der Höllenpförtner befragt den Fremden um Stand, Würden und Anbringen — das Teufelspferd beantwortet alles genau. Jener wälzt nun sogleich den

in jenen Zeiten besonders im Schwange und ernährte so manchen Schurken gar köstlich.

glühenden Stein von einem tiefen Loche und schmettert mit einer Posaune so derb hinein, daß alles ringsum erzittert. Nach einer guten Stunde steigt endlich, unter Schwefelflammen und Funken, die landgräfliche Seele herauf und spricht, „Siehe hier mich elenden Landgrafen, einst deinen Herrn, der es wünscht, nie geboren zu seyn“ — Der Schwarzkünstler entgegnet holdselig, daß er gekommen sei: im Nahmen des jetzigen Landgrafen, zu erkundigen, ob der Seele seines Vaters auf irgend eine Art geholfen werden könne? — „Nur, wenn meine Söhne den Geistlichen alle Güter zurückgeben, die ich ihnen unrechtmäsig entzog, wird meine Seele Linderung empfangen“ — So gieb mir ein Zeichen, daß man mir glaube — sprach der Schwarzkünstler. Die Seele sagte ihm nun Dinge, die ausser ihr und den lebenden Söhnen des Verblichnen Niemand wissen konnte, und versank den Augenblick wieder in den Schwefelpfuhl.

Der Geisterbeschwörer schwang sich nun wieder auf sein Höllenröslein, brachte zwar eine heile Haut mit zurück, sah aber bleich aus wie der Tod und wurde schwer von den

Seinigen wieder erkannt. Treu und unverhohlen berichtete er nun dem Landgrafen die Worte und das Zeichen der abgeschiednen Seele. Fast hätte sich auch Ludwig bereden lassen, die Teufeleien zu erfüllen und die Güter zurück zu geben. Allein seine Minister überzeugten ihn eines Bessern und der Schwarzkünstler empfieng für den seltsamen Höllenritt auch nicht einmal das Sattelgeld. Höchlich darüber bekümmert, gieng er ins Kloster Volkenrode und ward ein Mönch des Cistercienser Ordens.

Die Erzählung solcher Tollheiten mag zwar wohl eigentlich zwecklos für Euch seyn, junge Bürger des Vaterlandes! aber Ihr könnt doch wenigstens dabei Vergleichungen anstellen, zwischen der Finsternis der grauen Vorzeit und dem hellen Licht unsers Jahrhunderts. Und diese Vergleichungen sind lehrreich — sind wohlthätig und herzerhebend — Damals fürchteten sich mächtige Fürsten und handfeste Ritter vor Geschichten, welche jetzt Kinder belachen. —

Züge aus dem Leben
des
Grafen
Wiprecht von Groitzsch,
des älteren.

Ein ächter Bruder Haudegen des Mittelalters — ein Ritter voll Geist und Leben, aber auch voll Aberglauben und Mönchsfurcht, wie ihn die damalige Erziehung nur liefern konnte — war Graf Wiprecht von Groitzsch.*) — Die Ahnen unsers

*) Ein Graf war damals so viel, als ein Reichsfürst — denn selbst Herzoge verwalteten Grafschaften und führten lieber den gräflichen, als den fürstlichen Titel. Graf hies so viel, als Aufseher über einen Gau (Give, Erde oder Aue) oder einen gewissen Landesbezirk. Die ältesten Grafen findet man unter den Franken im fünften und sechsten Jahrhundert, welche über das eroberte Thüringen eine Anzahl Grafen setzten. Ihre Pflichten waren, Rechtshändel zu schlichten, die Polizei zu verwalten, die königlichen Abgaben einzunehmen und mit ihrem Herrn in den Krieg zu ziehen — deshalb wurden denn auch zu Grafen nur immer Herren aus den mächtigsten Geschlechtern genommen. Oft waren auch mehrere Gauen der Aufsicht eines Grafen anvertraut, und dieser hatte denn Gelegenheit genug, sich Güter zu erwerben. Daher entstanden auch so manche Bedrückungen. Ja die Grafen erhöhten im 10ten Jahrhundert in Thüringen ihr Ansehn so

Helden sind schwer und unsicher in Dänemark und Pommern zu suchen, und ich würde Euch wahrscheinlich keinen grosen Gefallen erzeigen, wenn ich alles haarklein auftischen wollte, was die Geschichtschreiber über die Wiprechtischen Ahnen gemeint und nicht gemeint haben. Ueberhaupt ist es ja mein Plan, Euch nicht vollständige Lebensbeschreibungen, sondern nur die hervorstechendsten Züge aus denselben zu zeichnen, und also erlaßt Ihr mir gewis gern unsichere und weitläuftige Ahnenregister. Nur so viel sei genug —

Wulf, der Grosvater unsers Helden, war, wenn man den Chroniken trauen darf, ein dänischer oder pommerscher Prinz im zehnten Jahrhunderte, der das Herz am rechten Fleck sitzen hatte, mit seinem Schwerdt zum mächtigen Herrn sich kämpfte und bei seinem Volke so hoch im Vertrauen stand, daß es mit ihm alles und ohne ihn nichts ausrichten zu können glaubte —

sehr, daß sie ihre Würde erblich machten und sie allemal ihrem ältesten Sohne überrtugen. So entstanden aus mehrern kleinen Gauen, grose Grafschaften, so wurden die Grafen den Fürsten gleich.

bei Heiden, wie Wulfs Unterthanen, ein besonders fester Glaube, der wohl, wenn er einmal in Thätigkeit gesetzt wurde, Länder erschüttern konnte. Alt und unvermögend aufs Ros sich zu schwingen, liess Wulf darauf sich binden. Als er starb, trug man seinen Leichnam in den Götzentempel, alles Volk lief mit entblößten Schwerdtern um den Sarg und heulete fürchterlich — so lieb, so theuer war seinen Unterthanen Prinz Wulf.

Otto, Hermann und Wiprecht, seine Söhne, theilten die väterlichen Staaten. Allein ein boshafter Schwager nöthigte den ersten nach Griechenland, den andern nach Rusland zu flüchten, und nur Wiprechten blieb als Erbtheil das Balsamerland, oder ein Theil der jetzigen Mark Brandenburg. Wiprecht zeichnete sich durch Tapferkeit aus, machte Eroberungen in Pommern, bekam zum Brautschatz mit seiner Hausfrau, Fräulein Sigena, der Tochter des Grafen Goswin von Leige, einige Güter im Mansfeldischen und suchte sich sonst noch für das Unrecht schadlos zu halten, das man seinen

Brüdern angethan hatte. Hätte ihn der Kuschler nicht so zeitig von hinnen genommen, wer weis, was er noch für Grosthaten verrichtet hätte.

Des Vaters Geist ruhte ganz auf seinem einzigen Sohne, Wiprecht *), den er noch unmündig hinterlies. Frau Sigena lies den Markgrafen Otto von Stade und Soltwedel**), der den größten Theil von Brandenburg besas, dem kleinen Wiprecht zum Vormund bestätigen und bald zeigte sich's, daß der junge Graf eine Nessel sei, die zeitig und derb brennen werde. Markgraf Otto selbst machte den Buben wehrhaft ***), belehnte

*) Er hatte noch zwei Töchter, Isengard und Gisela.

**) Der nämliche, dessen Tochter, Adelheid, den Pfalzgrafen Friedrich von Gosegk heirathete (s. die Darstellung von Ludwig II. S. 137.)

***) Die erste Ausflucht des teutschen Adelsbuben, wenn er nach dem siebenten Jahre der Aufsicht der Frauen entschlüpft war (s. Heinrich von Eulenb. S. 108) erhob ihn zu dem Range eines — Bedienten — Ihr wundert Euch — anders nicht — der kleine Bube sollte durch beständiges Beobachten merken, wie Ritter zu Hause und im Felde sich benähmen — er sollte mit einem Wort Ritterpflichten und Ritterdienst lernen — Deshalb wurde er entweder an einen fremden

ihn mit Tangermünde und Wiprecht war bald ein Mann voll Kraft und

Hof oder zu irgend einem berühmten Ritter gethan, wo er die Stelle eines Pagen, Junkers oder Edelknechts zu hohen Ehren sich anrechnete. Da mußte er denn bei dem Ritter und dessen Hausfrau alle Dienste eines Dienstboten verrichten, bei Jagden und Reisen, bei Besuchen und Spaziergängen immer bei der Hand seyn; ja sogar bei der Tafel aufwarten, einschenken und laufen, wenn etwas zu holen war. Durch den Dienst bei der adelichen Hausfrau sollte der Bube besonders Artigkeit und Achtung für Edelfrauen erlangen, die bei den Rittern in den größten Ehren standen und der beständige Umgang mit dem Ritter sollte ihm täglich den erhabnen Geist des Ritterwesens einflösen. Hatte der Bube das vierzehnte Jahr erreicht, so stieg er gemeiniglich erst zu dem Range eines Knapen, welches jeder Adelssohn werden mußte, der im Kriege dienen und einst auch ein ächter Ritter, nach Brauch und Sitte, seyn wollte. Und jenen Rang erlangte denn der Page durch eine religiöse und sehr empfindliche Feierlichkeit. In Gegenwart des ganzen Hofes, oder vieler Waffenbrüder und Freunde des Ritters, wo er als Page gestanden hatte, mußte er noch einmal das Pagenamt öffentlich verrichten und sich verschiedne unanständige Behandlungen gefallen lassen, die sich allemal mit einer derben Ohrfeige endigten. Dann geleitete man ihn in die Kirche, seine Aeltern führten ihn mit brennenden Wachskerzen zum Hochaltar, wo er eine feierliche Messe mit anhören mußte. Auf dem Altar lag schon ein Degen nebst Degengehänge — darüber sprach dann der Mönch den

Muth, vor dessen Schwerd alles zitterte. Das vermerkte gar wohl Markgraf Otto

Segen und umgürtete damit den neuen Knapen. Diese feierliche Sitte, die besonders in Rücksicht der unanständigen Behandlungen und der Ohrfeige viel mit dem Lossprechen so mancher Lehrburschen gemein hat, nennte man die Wehrhaftmachung. Allem Anschein nach war sie schon bei den Longobarden üblich und also älter, als das ganze Ritterwesen. Der Knape oder Knabe, war nun zwar immer noch ein Diener des Ritters, aber von höherem Range, als der Page. Man zog ihn nun schon mit in Gesellschaften und ob er gleich noch Dienste verrichten mußte, so schätzte man ihn doch weit mehr. Der Knapen gab es mancherlei, wie Leib- oder Ehrenjunker; Kammerjunker und Kammerknapen, die das Silbergeschirr unter sich hatten — Flaschenbewahrer, Mundschenken, Vorschneider, Stalljunker, Junker Speisemeister, Junker Essenträger u. s. w. So war der junge Graf von Foix Vorschneider an der Tafel seines Vaters Gaston. So mußte einer nach der Tafel Waschwasser bringen, ein anderer die fremden Gäste in ihre Gemächer begleiten, ein dritter die Waffen poliren, ein vierter sogar um Mitternacht durch alle Gemächer und Gänge schleichen, damit Feuer und Diebe der Burg nichts anhaben konnten, u. s. w. Die ehrenvollste Stelle war die des Ehrenjunkers, der immer um den Ritter und dessen Hausfrau seyn mußte, die Gäste empfieng, dem Herrn das Reitros und die Waffen nachführte, wenn es in den Kampf gieng, ihm da nicht von der Seite wich, und den Helm vor

und meinte deshalb, daß es besser sei, den jungen Löwen zu entfernen, und zwar im Guten, damit er nicht grimmig werde. Auch Ottos Freunde urtheilten eben so über den jungen Wiprecht, und riethen, ihn ja, „wie er immer kondte vnd möchte, nur daß es gleichwol mit gutem glimpff geschehe,“ zu entfernen.

Otto lies den jungen Helden in sein Gemach kommen, besprach sich mit ihm gar freundlich und beredete ihn, seine Pflege Groitzsch an der Elster (im heutigen Osterlande) mit allem Zubehör gegen das Balsamerland und für Tangermünde einige andere Lehen im Brandenburgischen anzunehmen. Herr Wiprecht gieng den Tausch ein, machte sich auf die Reise, kam ohngefähr im Jahre 1073 im Meisnerlande an, zog bald dahin, bald

sich auf dem Sattelknopfe trug, wenn der Ritter auf der Reise war. Das schwerste Amt war das der Sattelknapen, die für alles sorgen mußten, was das Pferd und die Ordnung der ritterlichen Waffen betraf. Freilich gab es so vielerlei Knapen nur an Höfen oder auf den Burgen besonders reicher Ritter. Erst im ein und zwanzigsten Jahre konnte der Knape zum Ritter geschlagen werden.

dorthin, befehdete alle nachbarliche Ritter und machte seine Burg Groitzsch zu einer guten Veste.

Dieser unruhige Nachbar war den Meisner Rittern ein Dorn im Auge, den sie nicht gern leiden mochten. Bederich von Teuchern, Friedrich von Cutze, Vicelin von Profen (oder Witzlein von Frobin) die Gebrüder von Trebnitz und Hageno von Tubichin, alle diese Ritter überfielen Graf Wiprechten, in der Hofnung, durch Flucht oder Tod sich seiner zu entledigen. Allein Wiprecht war ein feiner Gauch. So vielen wackern und mächtigen Rittern zu widerstehen, hielt er sich nicht stark genug, und nachzugeben, wäre Schimpf gewesen, den Wiprecht nicht aufladen konnte. Eine List mußte ihn aus der Verlegenheit reissen.

Zwei Dienstmannen, deren Treue er erprobt hatte, Herdwig und Peter, nahm er auf die Seite, befahl ihnen, sich mit dem Schlosse Groitzsch an Bederich von Teuchern zu ergeben, jedoch so, als ob Graf Wiprecht nicht die geringste Kunde davon hätte. Er selbst schlich sich

indes heimlich mit hundert wackern Kämpen nach Böhmen zum Herzog Wratislaw und flüsterte diesem viel von dem Königstitel in die Ohren, der ihm eigentlich gebühre, und den er jetzt, weil eben der sächsische Krieg viele Unordnungen anrichtete, am besten erlangen könne.

Wratislaw war vom Kaiser zum Markgrafen in Meissen bestimmt, obgleich Eckbert der Zweite von Braunschweig, weit ältere Ansprüche hatte *). Wratislaw suchte nun immer mit Gewalt in seiner neuen Würde sich zu behaupten und unternahm deshalb im Jahre 1080 mit Wiprecht von Groitzsch einen Heereszug in die Gegend von Wurzen und Leipzig. Besonders übte da Wiprecht Raub, Mord und Brand in der Gegend von Belgern. Eckbert und die sächsischen Fürsten schlugen die Böhmen in die Flucht. Allein

*) Sein Vater, Eckbert der Erste von Braunschweig, war mit dem Kaiser Heinrich dem Vierten verwandt und hatte deshalb die Markgrafenwürde von Meissen erhalten. Er starb gleich im ersten Jahre seines Amtes 1068 und erhielt vor seinem Tode noch vom Kaiser die Versicherung, daß sein minmündiger Sohn einst diese Stelle erhalten sollte.

Graf Wiprecht kam ihnen zu Hülfe, schlug die Sachsen gänzlich und rettete so noch die Ehre der Böhmen. Als Heinrich, nach der Schlacht bei Grona, in der Gegend von Merseburg, nach Böhmen flüchtete, mußten Herzog Wratislaw und Graf Wiprecht ihn dorthin begleiten.

Indes hatten Wiprechts Waffenknechte, Bederich von Teuchern nicht weit von Pegau ermordet. Kaum erkundete dies der Graf, da eilte er (im Jahre 1080) aus Böhmen zurück, nahm seine Burg wieder in Besitz, befestigte sie mit Thürmen und sprach nun, als Ritter des Osterlandes, allen Nachbarn Hohn, die ihn nicht leiden wollten.

Graf Wiprechts Grosthaten in Rom.

Bis jetzt habe ich Euch nur vorläufig mit diesem „thewren vnd hochberühmten“ Ritter bekannt gemacht — Nun sollt Ihr ihn näher kennen lernen.

Kaiser Heinrich wollte einen Heereszug nach Italien unternehmen, um den Papst, Gregor den Siebenten, zu demüthigen *) und den Erzbischof von Ravenna, Klemens den Dritten, auf den päpstlichen Stuhl zu setzen. Dazu brauchte er denn Menschen und Geld. Herzog Wratislaw wollte gern den herzoglichen Huth mit der Königskrone vertauschen, und dazu brauchte er denn die Hülfe des Kaisers. Beiden konnte geholfen werden — wie? —

*) Dieser hatte Heinrichen mit dem Bannfluche belegt, und alle, die ihm Treue geschworen, von der Verbindlichkeit ihres Eides losgesprochen. Wollte nun Heinrich die Kaiserwürde nicht ganz verlieren, so mußte er sich entschliessen, nach Italien zu reisen, und den Papst um Aufhebung des Bannfluchs zu bitten. Die Reise geschah 1076 mitten im Winter. Heinrich traf den Papst zu Canossa, im Herzogthum Reggio, durfte aber nicht eher vor ihm erscheinen, als bis er Buse gethan hatte. Er mußte nämlich alle seine Bedienten zurücklassen, die königliche Tracht ablegen, ein grobes härnes Hemde dafür anziehen und so drei Tage baarfus zwischen den Schloßmauern mit nüchternem Magen in der größten Kälte herumgehen, während der Papst mit seiner Freundinn, Mathilde, von einem Altan dem bußfertigen Sünder zusah. Erst dann durfte Heinrich vor ihm erscheinen und ward nur unter den härtesten Bedingungen des Bannes entledigt.

das war Graf Wiprechts Sache, der gern bei beiden gut angeschrieben seyn wollte. Deshalb trug er denn gar fein und mit künstlichen Worten dem Kaiser des Herzogs Anliegen vor und verhies ihm, für die Erfüllung desselben, 4000 Pfund Goldes und 300 gerüstete Krieger, die des Herzogs Sohn, Borwi Boderoriwoi, nach Italien führen sollte — er selbst, Wiprecht, wollte mit 60 gerüsteten Männern dem Kaiser beistehen, ohne auch nur einen Gülden für Atzung und Pflege derselben zu verlangen.

Heinrich, der im Geiste schon das Geld zahlen und die gerüsteten Böhmen für seine Pläne nach Italien ziehen sah, vermerkte die Rede des Grafen gar gnädig und sprach viel von Erkenntlichkeit und Gegendiensten. So war denn der Weg zu einer Königskrone gebahnt, durch lebende und leblose Mittel, wie er schon oft gebahnt worden ist und noch werden wird — durch Geld und Soldaten.

Wratislaw, voll Freude über die königliche Aussicht in die Zukunft, leistete,

was er versprach, ja er that auf Wiprechts Rath, noch mehr — auch die Kaiserinn erhielt 30 Pfund Goldes, wahrscheinlich als ein kleines Notabene, wenn etwa die Rede auf den künftigen König von Böhmen kommen sollte. Im Jahr 1081 zog Borwi Boderoriwoi, der von seinem Vater besonders der Obhut des Grafen Wiprecht empfohlen war, an der Spitze seines Heeres „mit Rüstung vnd Besoldung wol staffirt“ nach Ulm, wo ihn die kaiserliche Armee aufnahm.

Wiprechts Heer gieng schneller über die Alpen, als die übrigen Krieger, verheerte und verwüstete alles in Italien. Als der Kaiser mit der Hauptmacht nachkam und Wiprechts Thaten hörte, war er herzlich froh, und zog mit dem ganzen Heere nach Mailand, Cremona, Pavia, Lodi und so immer fort siegreich bis Rom. Bis ins dritte Jahr verzögerte sich Roms Belagerung. Da entstand nun indes Theurung und Hungersnoth, weil die Felder ungebaut liegen blieben, die Belagerten darbten, und eben so die Belagerer. Einst hatte Wiprecht Kunde erhalten, daß in

den Gebirgen noch Vieh und Brod zu erhaschen wäre. Gleich machte er sich auf mit Böhmen und Teutschen, und erbeutete so viel Lebensmittel, daß die Armee lange davon zehren konnte. Auf dem Rückwege meldete man ihm, daß die Römer kurz vor dem Himmelfahrtsfeste einen Ausfall gethan hätten, und — den Augenblick giengs über die Belagerten her. Der Kaiser selbst kam dabei ins Handgemenge und focht so tapfer, daß ihm das Schwerd entfiel. Da reichte ihm der Graf sein eignes, jagte blos mit seinem Schild in den Kampf und drängte die Feinde zurück bis an das Stadtthor.

Das war nun allerdings eine ritterliche That, die aber dem kühnen Wiprecht, der alles, „gleich als wenn er etwa ein Spinnwebe zerrissen," vor sich niederwarf, bei weitem nicht gnügte. Rom schnell zu erobern, war sein Begehr — und das Mittel dazu fand er durch einen seiner Getreuen. Nas, hies dieser Ehrenmann, dem er auftrug, zu erkunden, wo die Stadtmauern am niedrigsten und die Schildwachen am nachlässigsten wären — Nas schlich überall herum und brachte bald gute

Botschaft. Graf Wiprecht wollte die Ehre des ersten Mauererkletterns nicht mit den Kaiserlichen theilen. Deshalb versammelte er sogleich seine Krieger, nebst wenigen der Böhmen, lies zwei Leitern bringen und so gieng denn der Zug fort — Nas, als Wegweiser voran — den Kaiser lies er nur dann um Hülfe bitten, wenn er merkte, daß sie nöthig wäre.

Bald standen vierzehn kühne Männer auf der Stadtmauer, die übrigen kletterten nach, und — gerade zu rechter Zeit lies auch Heinrich das Stadtthor mit Beilen aufhauen. Rom ward des Kaisers und der heilige Vater, Gregor der Siebente, suchte mit Peter Leo, seiner Mutter Bruder, sein Heil in der Flucht durch die Peterskirche in die Dietrichs-Burg *). Allein das gieng nicht so schnell, wie der heilige Vater sich einbildete. Er ward in der Kirche eingeschlossen und mußte nun da drei Tage und drei Nächte mit den Seinen schmachten — ein Strich durch die Rechnung, den diese durch tapfere Ausfälle bald wegzuwischen meinten.

*) Jetzt Engelsburg.

Allein Graf Wiprecht lies sich nicht lange hudeln. Als die geistlichen Vögel wieder einmal mit Gewalt aus dem Bauer wollten, lies Wiprecht, durch seinen Fähndrich, einen ungeheuern Balken zwischen die Thüre werfen. Nun stand die Kirche auf, Graf Wiprecht drang mit seinen Gesellen hinein und schlug wacker auf die Tempelvertheidiger los. Aber diese führten eben so gewaltige Streiche, und Wiprechts Schild war so zerhauen, daß er es nicht mehr halten konnte. Da faßte der wackere Kämpe mit beiden Fäusten sein Schwerd und focht wie ein Löwe. Blut flos wie Wasser und die Kirche mußte drei ganzer Tage davon gereinigt werden. Gregor und Leo hatten sich, während des Getümmels, mit einigen Vornehmen in die Sakristei geflüchtet, und meinten da ganz stich- und hiebfrei zu seyn. Allein dem erbitterten Kämpfer war kein Ort zu heilig und zu fest. Die Geflüchteten wurden gefangen und der Kaiser übergab sie dem Grafen Wiprecht zur Verwahrung — für einen teutschen Ritter, der vor einem römischen Bannstrahl mehr als vor hundert Lanzen

erzitterte, gewis ein theures Pfand, den Mann fest zu halten, dessen Mund so mächtige und fürchterliche Worte sprechen konnte.

Indes kam doch bald ein Vergleich zu Stande, kraft dessen der Papst die Kirche wieder feierlich weihen und den Kaiser krönen mußte.

Graf Wiprecht gründete hier ganz besonders seinen Ruhm als ein wackerer Kämpe, der sich und seine Gesellen nicht schonte, wenn es Kampf und Ehre galt. Nur fünfe blieben übrig von den sechzig Kriegern, die er mitgenommen hatte und von Wratislaws dreihundert Böhmen kamen gar nur neun mit dem Leben davon. Doch hatte nicht alle der Kampf geraubt, die Tücke der römischen Frauen opferte eilfe durch Gift. Das erfuhr nun zwar Graf Wiprecht und meldete es auch dem Kaiser, allein die Geschichtschreiber sagen nichts davon, ob? und wie? der Graf sich gerächt habe? —

Graf Wiprecht kämpft zu Verona mit einem Löwen.

Von Rom zog Heinrich nach Verona, und bald war die Stadt samt der Dietrichsburg *) von seinen Kriegern umgeben. Da sann der Herzog hin und her, ob er wohl Mannen genug habe, dem Kaiser zu trotzen und fand endlich, daß es räthlicher sei, der Güte zu pflegen. Bald erschienen nun seine Botschafter im kaiserlichen Lager, baten um Friede und Freundschaft und versprachen Treue auf Ritterehre. Heinrich lies gütlich sich finden und sandte zum Herzoge seinen wackern Graf Wiprecht, um mit ihm zu unterhandeln. Indes harrte er des Grafen bei der Dietrichsburg und um ihn her versammlete sich ein Kreis hochangesehner und stattlicher Fürsten und Herren, wie die Erzbischöffe von Mainz und Köln, die Bischöffe von Halberstadt und Münster, die Aebte von Fulda und Hirschfeld,

*) Hies vermuthlich so, weil sie Theodorich, König der Ostgothen angelegt hatte, wie denn auch sonst die ganze Stadt nur Dietrichsburg genennt wurde.

der junge Herzog Borwi Boderoriwoi und viele andre. Sonderbar, daß gerade so viele fürstliche Seelenhirten mit zu Felde lagen, deren Reich eigentlich gar nicht von dieser Welt seyn, geschweige denn besonders durch Kampf und Blut bestehen sollte.

Diese vornehmen Herren nun sprachen so dies und das, und priesen männiglich gar hoch das Lob Wiprechts. Da fiel es dem Kaiser ein, des Ritters Muth auf eine harte Probe zu stellen, entweder, weil er ihn selbst fürchtete und auf diese Art los zu werden glaubte — oder aus Stolz, um zu zeigen, was für Männer seiner sich annähmen — oder endlich aus einem Anfall von kaiserlicher Laune, die von dem warum? selbst nicht Rechenschaft geben konnte.

Jach! ward ein Bote in die Stadt gesprengt, den Grafen zu holen, mit der Nachricht, daß der Kaiser ihm noch so manches wegen der Uebergabe ins Ohr flüstern wolle. Indes lies man einen grosen Löwen an dem Orte los, wo Wiprecht erscheinen sollte. — Der Löwe „brüllte scheußlich, daß iedermann zu winkel gekrochen,“

und alle harrten nun, ob Wiprecht vor dem vierbeinigen Feinde sich entsetzen werde. Der kühne Graf kam mit seinem Waffenträger, und stieß unterwegs auf einen treuen Böhmen *), der ihm Kunde gab von dem gefährlichen Kampfe, den er zu bestehen haben werde. Wiprecht aber achtete des nicht; unerschrocken sah er den Löwen an und forderte von dem Waffenträger sein Schwerd. Allein die ehrliche Haut wollte selbst lieber sterben, als den wackern Herrn in Gefahr wissen und stürzte deshalb auf den Löwen los. Aber Wiprecht hätte einen andern für sich kämpfen lassen sollen? — das war wider die Würde des Ritters. — Schnell schob er den Waffenträger bei Seite, faßte den Löwen mit geballter Faust und schüttelte ihn so derb bei der Mähne, daß er davon lief.

Nun gieng Graf Wiprecht zum Kaiser und fragte, was er von ihm begehre? Da bekannte denn Heinrich und leugnete nicht, lobte die Kühnheit des Grafen und

*) In der Chronik des Pegauischen Mönchs steht: der Sohn des Königs von Böhmen selbst habe Wiprechten gewarnt.

versicherte, daß er einst noch ein glücklicher Herr werden sollte. Die übrigen geistlichen und weltlichen Herren bekannten dasselbe und priesen gleichfalls gar hoch des Grafen ritterliche That.

Die glatten Zungen der Lobredner vermochten aber nicht die Stirnrunzeln zu ebnen, die Wiprecht zog — ihn, der so viel gethan hatte, noch so auf die Probe zu stellen — das wurmte den biedern Ritter, der, wenn er „einmal erbremsete, gar vbel zu stillen“ war. Flugs kündigte er seinem Versucher den Dienst auf und warf ihm harte Worte in den Bart, als Heinrich den Abschied nicht annehmen wollte. Trotzig sagte er ihm, daß er einen solchen Lohn für seine Thaten nicht erwartet hätte — daß er künftig lieber andern Fürsten dienen wollte, die ihn nicht wilden Thieren zum Spott gäben — hohnlächelnd fragte er: ob es dem Kaiser nicht Schauspiel genug gewesen wäre, daß er alle seine Kräfte für ihn geopfert und ob es ihm wohl „ein köstlicher ding bedaucht,“ daß ihn wilde Thiere mit den Zähnen zermalmen sollten?

Da ward dem Kaiser fast bange, dem tapfern Wiprecht so übel vergolten zu haben. Er legte sich daher aufs Bitten. Allein Wiprechts Entschlus stand fest, wie eine Eiche — Heinrich that noch mehr, er bewog heimlich die anwesenden Fürsten und Herren, daß sie den Grafen zu bleiben baten und im Nahmen des Kaisers, alle Genugthuung versprachen, sobald es nur möglich sei. — Ja sie sicherten ihm sogar aus ihren eignen Mitteln, grose Vergeltungen zu, wenn er dem Kaiser und Reiche fürder dienen wollte. — So verhies ihm der Erzbischof zu Mainz ein Lehngut mit 1300 Pfund Einkünften, der Erzbischof von Kölln die ganze Pflege Horla, die Bischöffe zu Halberstadt und Münster jeder 300 Mark Silbers jährlicher Einkünfte. Der Kaiser selbst bat ihn öffentlich um Verzeihung und belehnte ihn mit dem Schlos Leißnig und der dazu gehörigen Pflege. Fette Spenden und glatte Worte besänftigten endlich den ergrimmten Ritter. Auf dem Reichstage zu Altstedt in Thüringen erhielt er noch überdies von dem Kaiser 300 Pfund jährliche Erbzinsen, das

Schlos und die Pflege Dornburg, und auf einem Reichstage zu Merseburg abermals 300 Pfund jährliche Zinsen. Indes kam der Friede mit dem Herzoge von Verona zu Stande, welchen dieser mit 500 Bechern, 500 goldnen und silbernen tiefen Schüsseln und 4000 Mark bezahlen mußte. Wiprecht bereitete sich nun sogleich, mit Borwi Boderoriwoi nach Böhmen zurück zu gehen, und nahm Abschied vom Kaiser.

Eine treue Hausfrau

Graf Wiprechts Kampfpfennig.

Ehe Graf Wiprecht die Rückreise antrat, erbat sich Heinrich noch guten Rath von ihm, wie er wohl den jungen Herzog von Böhmen auf eine Art belohnen möge, die des Herzogs Wünschen und des Kaisers Majestät zugleich entspräche. Graf Wiprecht meinte, er solle nur den Lohn richtig zahlen, dem Herzoge zwei Schalen und zwei Schüsseln, jedem Soldaten doppelte

Montur und auch einige Schüsseln zum Andenken geben, übrigens aber ganz besonders ihre Thaten gegen den Herzog von Böhmen nach Würden preisen.

Das fand denn Heinrich sehr billig, und wollte nun auch wissen, was Wiprecht selbst aus dem kaiserlichen Schatz fordere? Allein dieser verlangte vor der Hand gar nichts, sondern bat nur um eine gute Empfehlung und Würdigung seiner Thaten bei dem Herzog Wratislaw, der ihm schon lohnen werde. Das that denn Heinrich gar gern und schön in einem Handbrieflein, gab ihm viel Dank und Segen mit auf den Weg und Graf Wiprecht langte mit dem jungen Herzoge glücklich in Böhmen an.

Borwi Boderoriwoi zeigte seinem Vater in einer Versammlung der böhmischen Herren die Schalen und Schüsseln *), des Kaisers Geschenke, als Zeichen seiner Tapferkeit, übergab des Kaisers Handbrieflein,

*) Wie würde man jetzt lachen, wenn ein Prinz für einen Feldzug nach Italien ein paar Schalen und Schüsseln als Kampflohn mit nach Hause brächte — Das war aber auch vor beinahe 700 Jahren.

lobte höchlich und in allen Dingen den theuern Helden Wiprecht von Groitzsch und bat, daß man ihm „für seine vielfeltigen trewen Dienste eine Ergetzung“ geben möchte. Herzog Wratislaw dachte nun darauf, dem Grafen Wiprecht nach Würden zu lohnen. In seiner Stahlkammer hieng ein Bogen und Köcher, ein schätzbares Geschenk, welches der König von Ungarn ihm einst verehrt hatte. Dies sollte dem Grafen werden. Dazu lies Wratislaw noch einen köstlichen Schild, mit Gold und Silber reichlich verziert, fertigen, fügte eine große Summe Silbers und Goldes bei und meinte so ganz den Grafen zu befriedigen.

Der wackere Wiprecht überschaute die köstlichen Dinge. „Mit Tapferkeit mag ich wohl Silbers und Goldes genug erlangen,“ sprach der Ehrenmann und wählte von allem nur Bogen und Köcher. Das war treuherzig und bieder, wie einen Ritter es ziemte. Den Herzog aber befremdete die Wahl nicht wenig und er meinte, die Geschenke gnügten wohl nicht dem Ritter.

Ein Schild, kostbarer und zierlicher, als der erste, wurde herbeigeschafft und ein vergoldetes Schachbret dazu, mit Steinen von dem feinsten Elfenbein und dem reinsten Kristall. —

Graf Wiprecht wählte das Schachbret und verschmähte abermals den köstlichen Schild — Hatte der Herzog erst grose Augen gemacht, so machte er sie jetzt noch viel gröser. — „Ein unersättlicher Mann — noch ist ihm das Geschenk zu klein.“ So ohngefähr mochte Wratislaw denken, als er den Schild noch weit kostbarer belegen lies, und demselben ein groses Horn von Elfenbein *) und zwanzig stattliche Rosse mit dem kostbarsten Zeuge beifügte. —

*) In den ältesten Zeiten bediente man sich der Hörner gewisser Thiere zu Trinkgefässen. Die alten Teutschen und Gallier zu Cäsars Zeiten tranken aus grosen Ochsenhörnern. Die rohen Hörner von Ochsen und Kühen wurden auf mancherlei Art verziert und zum Gebrauch bequemer gemacht. Man beschlug sie mit Messing oder Silber und gab ihnen nach hinten zu meist die Gestalt eines Drachen oder einer Otter, mit Kröten- oder Vogelfüssen, auf welchen das sonderbare Trinkgeschirr ruhte. In verschiednen Gegenden Teutschlands hat man noch häufig in der Erde dergleichen Trinkhörner gefunden. Die Isländer suchten in den ältesten

Wiprecht wählte das Horn — Nun ward der Herzog fast mürrisch, daß der stolze Graf alle andern Gaben noch für zu geringe hielt. Aber sein Prinz half ihm bald aus der Verlegenheit, indem er ihm rieth, Wiprechten seine Schwester, Judith, zur ehelichen Hausfrau zu geben, welches für Böhmen gewis ersprieslich seyn werde. Wratislaw willigte ein — Wiprecht nahm die Prinzessinn mit Dank, als den schönsten Kampfpfennig an, und so war denn die Verlegenheit auf einmal gehoben. Die übrigen zuerst angebotnen Geschenke übergab er, mit Bewilligung des Herzogs, seinen Dienern.

Zeiten die Hörner der Ochsen, so lange sie noch von diesen getragen wurden, durch Einschmieren mit einer gewissen Fertigkeit besonders gros zu treiben, und banden sie entweder zusammen oder spreitzten sie von einander, um ihnen eine bequeme und schickliche Gestalt zu geben. — Die Sitte, aus Hörnern zu trinken, galt denn auch noch hie und da im Mittelalter, doch trank man mehr aus künstlichen, von Elfenbein und andern theuern Materialien, als aus den rohen Ochsen- und Kuhhörnern. Die Ostfriesländer brauchten Trinkhörner besonders, wenn sie Gesundheiten tranken — Mit den Worten: het ghildt eele frye Fryse (Dir gilt es edler freier Friese) trank man es einander, mit dem Horn in der Hand, zu.

Herzog Wratislav wollte dem Grafen ein Stück von Böhmen zur Aussteuer mit geben, allein Wiprecht dankte, und erbat sich dafür die Pflege Misen und Bautzen.

Graf Wiprecht übt Raub und Mord nach der Sitte seines Zeitalters.

Die Sitten des Mittelalters erlaubten es nicht blos, sondern sprachen es sogar für gut und recht, wenn der Ritter, der eben keinen bestimmten Kampf vorhatte, von seiner Burg aus die Wege unsicher machte, seine Nachbarn befehdete, mit Gewalt alles durchsetzte, was ihm in den Kopf kam — Ja man würde es ihm sehr verargt haben, wenn er gemächlich und friedlich in der Burg seine Tage hätte verleben wollen — Es darf Euch also auch nicht befremden, wenn ein sonst biederer Mann, wie Wiprecht, auf seiner Burg nicht ruhig sitzt, sondern immer auf Fehde ausgeht.

Herr Wiprecht baute in der Pflege, die ihm zur Mitgift geworden war, eine feste Stadt, Schworz, für seine Hausfrau und dachte dann ernstlich darauf, Rache zu nehmen, an den Rittern, die ihn einst in Groitzsch nicht hatten leiden wollen. Unvermuthet fiel er über ihre Besitzungen und plünderte, so viel er konnte. So hauste er denn einst auch in der Gegend von Belgern. Dies erkundete Markgraf Heinrich in Meissen und rüstete sich, den Grafen zu empfangen, wenn er, mit Beute beladen, Meissen vorbeiziehen würde. Herr Wiprecht kam mit den Seinen und Heinrich stürzte aus Meissen auf ihn los — allein er ward wacker von dem Grafen nach Hause geschickt, und einer seiner Fähndriche von Hertwig, einem Ritter unter Wiprechts Heere, mit einem Speere durchstochen.

Zu des Grafen Wiprechts Erbfeinden zählte sich, wie Ihr Euch noch erinnern werdet, besonders Hageno von Tubichin, mit welchem sich noch ein gewisser Eckelin*) verbunden hatte. Diese nun

*) Vielleicht Vicelin von Profen (s. S. 208).

zu demüthigen, zog Wiprecht in der Nacht nach Lippen *), herbergte bei dem Ritter des Guths, mit dem er auf einem sehr vertrauten Fus umgieng, und verbarg sich da den ganzen folgenden Tag. Dann zog er in der Nacht weiter nach Zeitz, wo man ihm Kunde gab, daß Eckelin und Hageno hier hauseten. Jach! schwang Wiprecht sich auf seinen Klepper, sprengte nach Schworz, raffte seine Reisigen und Mannen in Eil zusammen, zog zurück nach Zeitz und überfiel da die beiden Ritter. Eckelin wurde nebst siebenzehn seiner Getreuen ermordet — Hageno suchte mit den Uebrigen sein Heil in der Jakobs-Kirche. Das war aber in Wiprechts Augen keine Freistatt für seine Feinde. Zwar durfte er ihnen nach den damaligen Rechten der Kirche das Leben nicht nehmen, aber desto schrecklicher übte er Rache. Die Kirche lies er in Brand stecken und dem Ritter Hageno beide Augen ausstechen. Dann plünderte er die ganze umliegende Pflege und kehrte mit Beute beladen, und froh des Bewußt-

*) Vermuthlich Lippendorf bei Pegau.

seyns, eine Ritterthat verübt zu haben, wieder nach Hause. —

Wie gefallen Euch jene so gepriesnen Ritterzeiten, wo man die Sitte, Selbst-Rache zu üben, für recht und ehrwürdig hielt — wo man keine Stunde in seinen vier Pfählen sicher war, vor Ueberfall, Mord, Raub und Brand — wo man dergleichen Unthaten noch Ritterthaten nannte, und von denen, die sie verübten, weit und breit rühmlich sprach? — und doch haben so viele unserer zeitigen Romanschreiber diese Zeiten als goldne Zeiten geschildert und alle Zügellosigkeiten und Räubereien der Edelleute des Mittelalters mit den schönsten Farben dargestellt —

Indes lud Wiprecht durch seine Thaten den Neid aller Ritter auf sich und man fieng an den Mann zu fürchten, der so mächtig kämpfte. Besonders begrollte ihn Eckbert, Markgraf von Meissen. Die Haupursache dieses Grolls war nun wohl diese, daß Kaiser Heinrich der Vierte die Markgrafschaft Meissen im Jahre 1076 Wiprechts Schwiegervater, dem böhmi-

schen Herzog, Wratislaw, übergeben hatte. Eckbert nahm sie mit Gewalt wieder und überfiel, vermuthlich bei dieser Gelegenheit, unvermuthet Teuchern, eine von Wiprechts Burgen. Der Graf ermannte sich aber schnell und schlug so derb auf Eckbertен los, daß dieser über Hals und Kopf flüchtete. Wiprecht ereilte die Fliehenden nicht weit von seiner Burg, wo es denn tüchtige Schläge setzte. Er selbst kam dabei so ins Gedränge, daß ihm einer von Eckberts Kriegsknechten mit dem Speere den Schild durchbohrte und ihm zwei Zähne aus dem Munde stieß. Der Graf aber spaltete diesem für das ungebetne Zahnausnehmen den Kopf und führte den Kampf mit solcher Wuth, daß des Markgrafen Leute reisaus nahmen.

Das konnte nun ein so stolzer Mann, wie Eckbert, unmöglich verschmerzen und er würde gewis alles aufgeboten haben, Wiprechten zu demüthigen, wenn nicht Meuchelmord *) im Jahre 1089 seinen

*) Er hatte sich zum Gegenkaiser aufgeworfen und suchte nun Heinrichen zu stürzen. Auf einem Heereszuge

stolzen und herrischen Plänen ein Ziel gesteckt hätte.

Graf Wiprecht stiftet das Kloster Pegau.

Fast kann man sich keinen auffallendern Kontrast in Gesinnungen und Handlungen

gegen denselben kehrte er einst wider seinen Willen, wie man sagt, im Eisenbeutel, einer Mühle an der Saale (einige sagen zu Eisenbüttel nicht weit von Braunschweig) mit wenigen Getreuen ein, um da sich zu letzen; die Tagesbitze war gros, Reiter und Pferde litten Durst und die erstern waren so matt, daß sie auf den Rossen schliefen und die müden Thiere traben liesen, wohin sie wollten. Am Ende eines Waldes erwachten sie, und da sie zu ihrer Freude eine Mühle vor sich sahen, kehrten sie da ein und legten sich schlafen, während der Müller nach einem frischen Trunk in die Stadt geschickt wurde. Unterwegs begegneten dem diensfertigen Manne viele gewaffnete Anhänger Heinrichs, welche ihn fragten, woher er käme? und wohin er wollte? Der Müller verleugnete seine hohen Gäste nicht, denn seinem Hause war ein Heil widerfahren, das er natürlich nicht verschweigen konnte. Die Gewappneten sprengten sogleich nach der Mühle zu und überfielen den Markgrafen. Da erhob sich ein fürchterlicher Kampf, in welchem Eckbert ermordet wurde.

denken, als die Ritter des Mittelalters so häufig zeigten. Männer, bei welchen Raub, Brand und Mord auf der Tagesordnung stand, Männer, welche jeden Augenblick bereit waren, dem Tode entgegen zu gehen — welche Kaiser und Könige über die Achsel ansahen, und sich ungestraft von keinem Frevler eine scheele Miene geben oder Hohn sprechen liesen — diese teutschen Eisenfresser erzitterten vor dem feigsten Mönche, welchem es einfiel, ihnen das Gewissen zu schärfen und gaben oft ihr Haab und Gut, das sie mit schwerem Kampf errungen hatten, hin, sobald es die Geistlichkeit verlangte — Ritter, welche Memmen und Feige verlachten und verhöhnten, liesen sich von Mönchen wie Memmen behandeln — Ritter, welche kein Mensch aus ihrer Burg gebracht hätte, wenn sie einmal von Kampf und Sieg ausruhen wollten, liesen sich, oft noch im tiefsten Alter und mit schneeweissen Köpfen nach Palästina, Rom, Spanien und andern heiligen Oertern jagen, um sich Vergebung der Sünden oder Erlaubnis zu holen, ihr erworbnes Gut zu einer milden Stiftung für Mönche

und Nonnen, verwenden zu dürfen. Ein Beispiel dazu saht Ihr, junge Freunde, am Grafen Ludwig, (S. 150. u. f.) welcher Reinhardsbrunn stiftete und ein ähnliches werdet Ihr jetzt an dem mannhaften Wiprecht sehen, der alles vor sich her zu Boden schlug und — vor Mönchen zitterte — Merkt hier abermals auf die Folgen der finstern Erziehung des Mittelalters, und dankt Gott, daß Ihr viele Jahrhunderte später lebt. —

Graf Wiprecht hatte so ziemlich sich überall mit Ehren herumgebalgt und pflegte nun, einem alten Löwen gleich, auf seiner Burg Groitzsch der Ruhe, welche ihm denn Gelegenheit genug gab, sein Leben und seine Thaten zu durchbildern. Vermuthlich halfen ihm dabei wacker sein Hauspfaffe und mehrere nachbarliche Mönche — vermuthlich malten ihm diese den grosen Balken und das Blutbad in der Peterskirche zu Rom (S. 216) wie auch den Brand der Jakobskirche zu Zeitz (S. 230) als die schrecklichsten Thaten vor, die laut zum Himmel um Rache schrieen. Graf Wiprecht, ängstlich und betrübt über diese

Riesensünden, wie sie ihm nach seinen Begriffen und seiner Erziehung vorkommen mußten, zog zum Erzbischof Hartwig, zu Magdeburg und zum Bischof Werner zu Merseburg, „welche er sich bedüncken lies, Er hette die rechte Seelenhelffer angetroffen,“ und fragte diese, wie er jene Sünden tilgen könne? Beide Bischöffe hielten sich entweder nicht für weise oder nicht für mächtig genug, einen Ausspruch zu thun und wiesen ihn mit seinem Sündenregister an den Papst.

Graf Wiprecht machte sich eilig auf den Weg, besuchte, gleich nach seiner Ankunft in Rom, die Peterskirche, warf sich auf den Fusboden derselben und vergoß da aus Reue die bittersten Thränen. — Dann lies er sich dem heiligen Vater vorstellen, küßte den merkwürdigsten aller Pantoffeln und beichtete seine vielen und schweren Sünden. Aber auch hier erlangte Wiprecht noch nicht, was er begehrte. Man wies ihn nach Compostella, an den Patriarchen von Spanien, der in dem Geruche ganz besonderer Heiligkeit stand. Der gräfliche Sünder lies sich den langen Weg von

Rom nach Spanien nicht verdriessen. Demüthig erschien er vor dem Patriarchen und erhielt die Weisung, daß zwar eigentlich der Papst selbst am besten ihn hätte entsündigen können, daß er ihm aber die weitere Reise nur als eine höhere Geduldsprobe auferlegt habe; übrigens könne er nur durch Allmosen seine Sünden tilgen — habe er dem heiligen Jakob zu Zeitz eine Kirche verbrannt, so solle er ihm nun dafür ein Kloster bauen — ein sehr natürlicher guter Rath, einem ein neues Haus zu bauen, dem man das alte verbrannt hat — wenn man nämlich verblichene Menschen für Besitzer von Häusern und Kirchen halten kann, die ihnen bei Lebzeiten nie gehört haben.

Graf Wiprecht versprach für sechs Mönche ein Kloster zu bauen — allein, damit wurde er nicht entlassen. Sechs Mönche konnten vermuthlich noch zu wenig die Sünden des Grafen verbeten, und dann lies sich auch unter so wenigen Zellenbrüdern die übliche Klosterzucht nicht wohl einführen. Der Patriarch entgegnete, daß, „wer sparsam säe, auch nur sparsam ärndten könne," und „daß je grösser die Krankheit,

je grösser die Ertzney" seyn müsse. Er mußte also mehr bewilligen, und zwar „alles, was ihm müglich seyn würde." — Dafür erhielt er aber auch völlige Vergebung seiner Sünden, den ganzen patriarchalischen Segen und einen Daumen des heiligen Jakobs noch obendrein mit auf den Weg. —

Abermals ein feiner Kontrast, wenn man sich der Vorzeit des Grafen erinnert — Er, der die kostbarsten Schilder, Rüstungen und zwanzig stattliche Rosse mit Sattel und Zeug von der Hand eines böhmischen Herzogs angeboten, anzunehmen sich weigerte — trug jetzt busfertig einen Daumen des heiligen Jakobs, als ein hochwichtiges Geschenk, von Spanien nach Sachsen — Fast würde man den Ritter Wiprecht nicht wieder erkennen, wenn ihn sein Zeitalter nicht entschuldigte.

Sobald der Graf wieder im Meisnischen angelangt war, hielt er zu Leisnig mit den Seinigen Rath, über den Ort, wo das Kloster wohl am bequemsten erbaut werden könne? — Fast alle stimmten für die Nachbarschaft von Groitzsch. Der

Graf schwankte noch in seinem Entschlusse und reisete weiter. Indes fand er doch auf dem Wege nach Groitzsch schon Gelegenheit, seine Frömmigkeit in etwas zu beweisen.

Herr Wiprecht pflegte nach der frommen und wahrhaft einfältigen Sitte seines Zeitalters, keine Kirche vorüber zu gehen, in welcher er nicht ein Vaterunser hätte beten sollen. Einst reisete er nun im Jahre 1090 mit Herrn Gieseler durch das Dorf Hila, welches mit einer hölzernen Kirche begabt war, die alle Augenblicke den Einsturz drohte. Die beiden Wanderer gehen hinein und beten knieend ein Vaterunser. Kaum sind sie fertig und aufgestanden, so erblickt Graf Wiprecht ein — Wunder — das Reliquienkästchen auf dem Altare „ein Kast voller Heiligtumbs“ öfnet sich gleich einem Buche und ein heller Strahl bricht heraus, gerade auf den Grafen los. Das durchschauerte Wiprechten, und er sprach nicht eine Sylbe zu seinem Gefährten, bis sie Beide die Kirche verlassen hatten. Da fragte er nun gleich den Ritter Gieseler, ob er auf dem Altare nichts gesehen

habe? — Nichts, entgegnete dieser und doch ist mir ein Grausen ankommen — Wiprecht erzählte nun natürlich die Erscheinung haarklein und hielt sie denn, nach seinen Begriffen, für einen höhern Wink, die hölzerne, baufällige Kirche einreissen und eine schönere bauen zu lassen.

Die Mönche der damaligen Zeit waren, wenn es aufs Hintergehen ankam, nicht selten weit klüger, als die größten Ritter. So hatte denn auch vermuthlich der fromme Bruder an der Kirche zu Hila von Graf Wiprechts Gelübde gehört, er sah ihn in seine baufällige Kirche kommen, veranstaltete in Eil durch ganz leichte und natürliche Künste das Selbstöfnen des Reliquienkästchens und erreichte so, was er wünschte.

Sobald Herr Wiprecht zu Groitzsch ankam, war sein erstes Geschäft, einen Platz zum angelobten Klostergebäude auszusuchen. — Da wurde denn hin und her überlegt. Erst sollte es auf einer Anhöhe nicht weit von Groitzsch-Nible, oder Alt-Groitzsch angelegt werden. Allein hier konnte es dem Ritterschlosse gefährlich

werden; denn in Kriegszeiten durften nur die Feinde dort sich festsetzen und — sie hatten die Burg Groitzsch ganz in der Gewalt. Dann schlug man eine Pflege diesseits der Elster bei Pegau vor, wo sonst das Dorf Wolftitz gestanden hatte. — Allein, das war zu nahe an der Landstraße — die Mönche mußten doch beten und Andacht üben — die Landstraße konnte so manche Störungen und Fallstricke für die heiligen Brüder geben. — Endlich kam denn das Gut Pegau gegen Abend, in Vorschlag, das einem Vetter des Grafen, dem Ritter Erpoder, gehörte. Dieses ward einstimmig zum Klosterbau erkieset. Herr Erpoder erhielt dafür einige andere Lehngüter in Sachsen und so war denn der Handel geschlichtet.

Ehe nun Graf Wiprecht den Bau anfieng, hielt er es für dienlich, seinen Schwiegervater, den Herzog Wratislaw in Böhmen, davon zu benachrichtigen — denn ein solches Unternehmen galt dem Ritter des Mittelalters oft mehr, als die Eroberung von zehn festen Burgen. Er zog

also im Jahr 1091 nach Böhmen. Vielleicht aber reisete er auch hauptsächlich deswegen hin, um einen tüchtigen Baupfennig zu erhalten; denn mit Graf Wiprechts Baukasse mochte es wohl, wie wir bald sehen werden, nicht so ganz richtig stehen — Der Zug mit Heinrichen nach Italien — die vielen Fehden im Vaterlande — die Busreisen nach Rom und Spanien — die neue Kirche zu Hila — dies alles hatte brav Geld gekostet.

Herzog Wratislaw billigte sehr das Vorhaben seines Eidams und schenkte ihm dazu 700 Pfund Silbers. Wiprecht reisete, vergnügt über die gefüllte Baukasse, zurück und bat nun den Erzbischof Hertwig zu Magdeburg, und die Bischöffe Walram zu Zeitz und Alboin zu Merseburg, daß sie ihm, beim Gründen des neuen Klosters, mit Rath und That beistehen möchten. Besonders sollte Herr Hertwig den Grund und den Gottesacker in die Ehre des heiligen Jakobs weihen *). Dazu

*) Wenn man in den damaligen Zeiten ein Kloster oder eine Kirche anlegen wollte, so nahm man grünende

liesen sich denn auch die geistlichen Herren nicht lange bitten. Als die erste Weihzeremonie vollendet war, empfahlen sie es

Weinreben, heiligte sie durch Segensprechen und gesegnetes Wasser, flocht sie in Form langer Seile und umzog damit, wie mit einer Messchnur, den ganzen, zu dem neuen Bau bestimmten, Raum; dieses sollte natürlich auf das Gedeihen und die Fortpflanzung des Weinbergs Christi deuten. Dann wurden die Grundsteine und andere Baumaterialien von einem Bischoffe mit Weihwasser besprengt und bekreuzigt; bisweilen streute man auch geweihte Erde auf den ganzen Bezirk. Sobald die Hauptmauern standen, stellte sich der Bischof wieder ein und fragte: ob auch das neue Kloster oder die Kirche mit hinlänglichen Einkünften versehen wäre? — Wenn denn dies erwiesen war, trat er mit vielen Mönchen und der ganzen Gemeinde vor das Klosterthor oder Kirchportal, lag da eine halbe Stunde betend auf den Knieen und hielt dann mit allen Mönchen einen dreimaligen Umgang um den ganzen Bezirk. Dabei hielt er in seiner Hand einen, in Weihwasser getauchten, Büschel Ysop, besprengte damit an drei verschiednen Orten dreimal die äusserlichen Mauern, blieb dann wieder vorm Portal stehen, klopfte mit dem Bischofsstabe an und rief mit erhabner Stimme in lateinischer Sprache: Machet die Thore weit, daß der König der Ehren einziehe (Ps. 24. V. 7.) „Wer ist der König der Ehren?“ fragte ein Mönch, den man hinter das Portal gestellt hatte. „Der Herr stark und mächtig im Streit u. s. w.“ entgegnete der Bischof — Dieses Fragen und

Herrn Wiprecht als eine sehr verdienstliche Handlung, auf die zwölf Ecken des neuen Gebäudes zwölf Körbe voll Steine

Antworten wiederholte man dreimal feierlich, dann flogen schnell die Thorflügel auf. Der Bischof, begleitet von zwei Diakonen, die hinter ihm her giengen, und geweihtes Wasser, Salz, Asche und Wein trugen, trat feierlichen Schrittes hinein und sprach: „Friede sey mit diesem Hause und allen denen, so darinn wohnen (Luc. 10. V. 5.); dann trat er an den Hochaltar und betete. Wenn dies vorbei war, schrieb er gewisse Zeichen an die Wände, besprengte sie mit Weihwasser, Salz, Asche und Wein, tauchte endlich den Daumen der rechten Hand in Chrisam, malte damit abermals gewisse Zeichen auf den Altar und die Wände und sagte dazu: Geheiliget werde dieser Ort im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Indes dies alles in der Kirche vorgieng, sangen ausserhalb die übrigen Mönche und die ganze Gemeinde die Litanei zu Gott und allen Heiligen. — Nach vollendeter Weihe hielt der Bischof an die Gemeinde eine feierliche Rede, worinn er es ihr mit hohem Ernst ans Herz legte, dem neuen Kloster ja willig den bestimmten Zehnten (oder Dezem) alljährlich zu bringen, auch milde Gaben bisweilen noch besonders zu opfern und jährlich mit gebührender Andacht, das Andenken dieser Weihung (oder Kirchmesse) zu feiern. Das Volk stimmte nun wieder Lobgesänge an, nach welchen der Bischof den Nahmen des Klosters und den Schutzheiligen desselben bekannt machte. Die ganze Feierlichkeit

auf seinen Schultern zu tragen, wie ehedem der grose Konstantin gethan — und Herr Wiprecht, dessen Kräfte zu Verona einen Löwen bekämpft hatten, wandte sie jetzt dazu an, Körbe mit Steinen zu tragen.

Der Klosterbau gedieh, nach einer so würdigen Handlung, gar herrlich — binnen drei Jahren war alles bis auf die Thurmspitzen fertig und doch hatte nicht ein Tagelöhner, sondern nur Herr Wiprecht mit einigen adelichen Freunden und seinen und ihren Unterthanen daran gearbeitet. Um dem heiligen Orte desto

beendigten eine Illumination mit Lampen und Wachskerzen, und einige feierliche Messen.

Hie und da wich man freilich in dieser und jener Zeremonie etwas ab — Die Hauptsache blieb aber doch immer dieselbe und auch noch bis in die neuern Zeiten, wenn man ein Kloster oder eine Kirche anlegen wollte. — Dieser Einweihungstag wurde denn jährlich wieder gefeiert, und die ganzen Städter oder Dörfer hielten dabei fröliche Mahlzeiten mit ihren Verwandten und Freunden. Seht da, junge Freunde, die Entstehung der, bei den Landleuten noch üblichen, Kirmsen, die freilich aus feierlichen Festen des Aberglaubens in ein andres Uebel verfallen und zu ächten Fres- und Sauffesten geblieben sind.

näher zu seyn, baute Wiprecht gleich dabei einen Hof für sich, und für den heiligen Niklas eine Kapelle.

Nun fehlte es aber noch an der Hauptsache, nämlich an Mönchen, welche die Brüder des neuen Klosters in allem Nöthigen unterrichten konnten. — Herr Wiprecht unternahm deshalb im Jahre 1092 eine Reise ins Kloster Schwarzach am Mayn, im Würzburgischen und bat da um vier hochgelahrte und wohlerfahrne Brüder, welche ihm denn auch nicht verweigert wurden. Einer derselben, Bruder Gero, wurde von Wiprechten zum ersten Abte bestätigt. Allein das Kloster hatte unter ihm weder Segen noch Gedeihen. Er war ein träger, nachlässiger Mann, dem vielleicht Speise und Trank mehr, als das Wachsthum des Klosters am Herzen liegen mochte. Einst hatte ihm Herr Wiprecht 30 Mark zum Besten des Klosters gegeben. Bruder Gero pflegt sich im Bade und läßt vor der Thüre seinen Gürtel liegen, an welchem der Geldschlüssel hängt. Das bemerkt ein Laie,

vermuthlich ein Arbeiter im Kloster, nimmt den Schlüssel, holt das Geld und — geht damit über alle Berge. — Wie mag Bruder Gero erschrocken seyn! wie mag sich aber auch Graf Wiprecht geärgert haben? — Zwar reisete der betrogene Abt nach Schwarzach, um bei seinen Brüdern und Freunden die verlorne Summe zusammenzubetteln, allein er fand doch nicht wieder Gnade vor Wiprechts Augen, der einen so fahrlässigen und einfältigen Mann je eher, je lieber los zu werden wünschte.

Indes war nun abermals die gräflich Wiprechtische Baukasse erschöpft und der Bau doch noch nicht vollendet. Es wurde also im Jahr 1093 ein Handbriefelein, mit der Bitte um Darlehn einiges Geldes, an den Herzog Wratislaw gesendet, der denn auch bald abermals 300 Pfund schickte. Ein Glück für den Grafen, daß das Kloster 1095 vollendet wurde, denn von dem Schwiegervater in Böhmen möchte wohl keine Bauspende mehr zu hoffen gewesen seyn — Herzog Wratislaw starb noch im Jahre 1093 schnell auf der Jagd.

Den 27. Juli 1096 wurde denn endlich das neue Kloster mit grosen Feierlichkeiten, wozu die ganzen benachbarten Ritter gebeten waren, eingeweiht (S. d. Anmerk. S. 242. u. f.) Erzbischof Hertwig zu Magdeburg verrichtete die Weihe und die Bischöffe Alboin zu Merseburg, Walram zu Zeitz und Ezelius zu Havelberg waren dabei treue Gehülfen.

Wiprechts eheliche Hausfrau hatte sich am Tage der Weihe stattlich mit einer Krone von Edelsteinen und einem mit Gold durchwirkten Mantel und Rock geputzt. Uebrigens trug sie alle fünf Tage, so lange das Fest dauerte, täglich andere Kleider „nicht ohn menniglichs verwunderung." Wie würden die Edelfrauen der Vorzeit sich jetzt erst wundern, wenn sie einen Blick in die Kleiderschränke so mancher Bürgerfrauen werfen sollten! —

Die stattliche Hausfrau legte Mantel und Krone auf den Altar, als ein Opfer für den heiligen Jakob und Herr Wiprecht lies mit den Schachsteinen, von El-

fenbein und Kristall, das Pult zieren. Aber der heilige Jakob behielt Mantel und Krone nicht lange. Den erstern verkaufte Wiprechts Sohn, als er nach Italien ziehen wollte, für 40 Mark an den Bischof zu Münster, Burkhard den Rothen, mit dem ernstlichen Willen, dem heiligen Jakob vor seinem Ende noch Schadenersatz zu geben. Allein der gute Mann hat weder Mantel noch Geld erhalten — Für die goldne Krone kaufte in der Folge Abt Windolf von Padtberg einige Besitzungen in Thüringen zum Besten des Klosters, wovon freilich die Mönche mehr Nutzen ziehen konnten, als von der Krone, die weder der heilige Jakob, noch sonst ein Heiliger, aufsetzen konnte. —

Graf Wiprecht that alles, um dem neuen Kloster aufzuhelfen, und beschenkte es mit vielen Dörfern und Zehnten. Allein so lange der fahrlässige Gero lebte, wollte es immer nicht recht gedeihen, besonders scheinen die Mönche ein sehr unordentliches Leben geführt zu haben. Als Gero den 23. Dez. 1100 das Zeitliche gesegnet hatte,

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

reisete Graf Wiprecht im Jahre 1101 ins Kloster Corvey, das damals besonders in dem Rufe guter Sitten, und groser Gelehrsamkeit stand, stellte dem Abt Marquard die schlechte Zucht in dem Kloster zu Pegau vor und bat um einen tüchtigen Abt, wozu denn der oben erwähnte Windolf, als der geschickteste Mann, empfohlen ward. Windolf, sonst Domherr in Heiligenstadt, war, um Christo nachzufolgen, wie die Mönche sagten, ins Kloster gegangen, hatte schon die Stelle eines Priors in einem Nebenkloster verwaltet und auch geraume Zeit die Jugend unterrichtet, und wer dazu sich bequemte, der galt damals schon für einen hochgelahrten Mann. — Herr Wiprecht erhielt ausserdem noch einige Brüder, einige Bücher und verschiedne Reliquien von St. Veith u. a. lies seinen neuen Abt von dem Bischof Rothard zu Mainz weihen und kehrte vergnügt nach Hause. Windolf fand die Mönchszahl zu geringe, die Klosterzucht ziemlich ungeschliffen und die Gebäude viel zu klein — Er vermehrte also die Mönche bis zu 40, suchte ihre Sitten durch nütz-

liche Einrichtungen zu bessern, lies die Gebäude einreissen und erweitern, „und schickte sich in allem Thun gleich alsz ein artiger kunstreicher Siegelgräber.“

Im Jahre 1106 schickte Graf Wiprecht, auf Windolfs Rath, den Ritter Luvo nach Rom, und lies den heiligen Vater bitten, das neue Kloster ganz in seinen Schutz zu nehmen, damit ihm künftig keine weltliche Macht etwas anhaben könnte. Dies ward ihm denn auch durch eine päpstliche Bulle bewilligt.

So kleinlich nun auch jetzt es uns scheinen mag, ein Kloster zu stiften, so war es doch für die damaligen Zeiten ein Schritt mehr zur Bildung der Nation, weil Klöster (freilich nur ein kleiner Theil derselben) immer noch die einzigen Pflanzschulen der Gelehrsamkeit waren. In den Klöstern wurden vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Werke des Alterthums durch das fleisige Abschreiben der Mönche erhalten — in den Klöstern beschäftigte man sich in den finstern Zeiten allgemeiner Unwissenheit, fast

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

allein noch damit, denkwürdige Begebenheiten für die Nachwelt aufzuzeichnen und wenn wir von den aufzeichnenden Mönchen auch gleich unzählige Lügen erhalten haben, so verdanken wir ihnen doch auch viele schätzbare historische Nachrichten — in den Klöstern befanden sich fast die einzigen Erziehungsanstalten, welche manchen wackern Mann gebildet haben — in den Klöstern sorgte man am meisten für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden — Wenn man dies alles unpartheiisch erwägt, so verbeißt man noch eher den Unwillen über alle Greuel, und das Elend, welches sie in der Welt angerichtet haben — so weis man es Graf Wiprechten noch Dank, daß er ein Kloster stiftete, wenn auch die Ursachen nicht so gar löblich, rein und klüglich waren. In ganz Sachsen gab es damals nur erst drei Stifter und einige Klöster.

Graf Wiprecht im Gefängnisse.

Zwölf bis funfzehn Jahre mochte es wohl seyn, daß Graf Wiprecht, ausser einigen Reisen, ganz ruhig in seiner Burg gesessen hatte. Eine Ewigkeit für einen Ritter, der so gern immer die Hand an den Degen legte, als Herr Wiprecht — das gieng denn in die Länge nicht mehr an, so auf der Burg zu versauern — Er nahm vom Jahre 1106 wieder lebhaft Theil an den teutschen Händeln, die einen ziemlich verworrenen und blutigen Weg nahmen.

Heinrich der Vierte ward auf einem großen Reichstage zu Mainz seiner Würde entsetzt und Herr Wiprecht spielte dabei keine unbedeutende Rolle — ja er reisete sogar mit einigen geistlichen Herren nach Rom, um dem Papst zu beweisen, daß die teutschen Fürsten gar recht an Heinrichen gethan hätten. Allein in Trient nahm Adalbert, Graf zu Görz und Tirol, sie insgesammt gefangen, lies sie aber bald wieder los. Indes nun Wiprecht sich wieder zu Mainz aufhielt, starb seine Haus-

frau zu Budissin im Jahre 1106 und wurde mit tausend Thränen und vieler Pracht zur Erde bestattet. Wiprecht schützte im folgenden Jahre seinen Schwager Borwi, Herzog von Böhmen, gegen Beeinträchtigungen des Kaisers und Herzogs Schwantopolucks, vermählte sich 1108 mit Kunigunde, der reichen Wittwe des Grafen Cuno von Beichlingen, zog in dem nämlichen Jahre mit dem Kaiser nach Pohlen, lies da den böhmischen Herzog, Schwantopluck, bei Nacht durch einen seiner Leute ermorden und Borziwoi durch seinen Sohn, Wiprecht den jüngern, als König in Prag einführen. Das nahm der Kaiser übel, belagerte Beide zu Prag und setzte sie gefangen aufs Schlos Hammerstein. Herr Wiprecht kaufte seinen Sohn im Jahre 1109 mit einigen Gütern los.

Bisher hatte der Kaiser, Heinrich der Fünfte, immer noch den Grafen Wiprecht unangetastet gelassen, weil er seinen mächtigen Arm fürchtete. Allein im Jahre 1112 lies er sich doch durch Herzog Ladislaus von Böhmen, den Bruder

Schwantoplucks, verleiten, dem überall gefürchteten Wiprecht endlich einmal das Handwerk zu legen und ihn in seiner Burg Groitzsch zu belagern. Die Gelegenheit dazu war folgende:

Graf Ulrich von Weimar und Orlamünde, der letzte seines Geschlechts, war gestorben und Heinrich der Fünfte wollte nun dessen Güter einziehen. Dawider aber sträubte sich Pfalzgraf Siegfried, ein weitläuftiger Vetter des Verblichnen, und verband sich, um dem Kaiser zu trotzen, mit dem Herzog Lothar von Sachsen, dem Markgrafen Rudolf zu Brandenburg, dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Grafen Ludwig dem Springer, und dem Grafen Wiprecht von Groitzsch.

Heinrich grif die Bundesmänner einzeln an und der erste Heereszug galt den gefürchteten Wiprecht. Selbst Wiprechts älterer Sohn zog mit gegen seinen Vater zu Felde, um sich dadurch bei dem Kaiser einzuschmeicheln, der ihm Eckardsberga eingeräumt und die Naumburger Pflege versprochen hatte —

das war schändlich und kann durch keine Sitte des Zeitalters entschuldigt werden, denn die heiligen Gefühle der Aelternliebe sind erhaben über die Sitten aller Zeiten und so alt als das Menschengeschlecht. — —

Graf Wiprecht erzitterte nicht vor dem Heereszuge, welchem auch Herzog Ladislaus mit vielem Volke beiwohnte. Ihm fehlte es nicht an Waffen und tapfern Kriegern. Der Kampf begann — allein nicht zu Nutz und Frommen des Kaisers. Wiprecht blieb unangetastet — Ladislaus allein verlor über 500 Kriegsknechte. Der Kaiser hob schon in acht Tagen die Belagerung auf und — Graf Wiprecht der jüngere erhielt nicht die Naumburger Pflege. Das wurmte den Eigennützigen — Da er bei Verleugnung der Aelternliebe seinen Vortheil nicht sah, fiel er wieder vom Kaiser ab und wandte sich zu seinem Vater — Abermals ein feiner Zug. —

Graf Wiprecht hatte nun zwar dem Kaiser bewiesen, daß der Ritter zu Groitzsch immer noch der alte Graf Wiprecht sei,

indes hielt er sich doch nicht mehr so ganz für sicher, weil er wohl wußte, daß Kaiser und Könige lange Arme haben. Deshalb verband er sich denn mit dem Pfalzgrafen, Siegfried von Orlamünde, dem Grafen Ludwig in Thüringen, dem Markgrafen Rudolf von Stade und dem Bischof Reinhard zu Halberstadt. Diese edlen Herren hielten zu Warrenstädt oder Barnstädt bei Querfurth, im Jahre 1113, eine freundschaftliche Zusammenkunft, um auf Maasregeln zu denken, wie man dem Kaiser am besten trotzen könne. Aber der ganze Handel wurde verrathen. Graf Hoier von Mansfeld, ein Getreuer des Kaisers, überfiel die Verbündeten so schnell mit 300 Mann, daß sie sich gar nicht ermannen konnten. — Graf Ludwig entschlüpfte — Pfalzgraf Siegfried kämpfte so lange, bis er von Graf Hoiern selbst verwundet hinsank und bald darauf starb — Graf Wiprecht focht wie ein Löwe. Allein was vermag auch der Kühnste gegen Uebermacht — Herr Wiprecht mußte sich, stark verwundet, ergeben und auf sein eignes Schlos, Leißnig, als

kaiserlicher Gefangner sich bringen lassen. Der Bischof Reinhard, erhielt auf Fürbitte einiger Fürsten, zu Worms Vergebung seiner Sünden gegen den Kaiser.

Bald darauf hielt Heinrich einen Reichstag zu Würzburg, wohin er denn auch Herr Wiprechten bringen lies, um über ihn, als über einen Reichsfriedensstörer, Gericht halten zu lassen. Der tapfere Mann ward zum Tode verurtheilt und dem Ritter Konrad von Pleissen übergeben, mit dem ernstlichen Auftroge, ihm den Kopf abschlagen zu lassen. Diesem mochte es nahe ans Herz gehen, einem so tapfern Manne schimpflich das Leben zu nehmen. — Er zögerte deshalb mit der Exekution, immer in der Hofnung, daß der Kaiser noch Gnade für Recht gehen lassen werde. Selbst Wiprecht der jüngere übergab, auf Anrathen der Reichsfürsten, dem Kaiser die Burg Groitzsch mit der ganzen dazu gehörigen Pflege, um seinen Vater vom Schaffot zu erlösen. Dies bewirkte er denn auch. Allein Graf Wiprecht mußte dafür vom Jahre 1113 an, drei ganzer Jahre

auf der Veste Dreifels als Gefangner des Kaisers bleiben.

Einige Jahre nach seiner Gefangenschaft erlangte er durch seinen Vetter, den Erzbischof Adelgott zu Magdeburg, die Würde eines Burggrafen daselbst. Bald darauf reisete er zum Kaiser nach Worms, wo eben Reichstag gehalten wurde, dankte ihm für diese Gnade und bot ihm 2000 Pfund dar, wenn er ihn zum Markgrafen der Lausitz erheben wollte — und das erlangte er auch im Jahre 1118, denn einen Mann, wie Herrn Wiprecht, mochte der Kaiser doch nicht gern aufs neue beleidigen. So war denn Wiprecht Burggraf in Magdeburg durch Vetterschaft, und Markgraf in der Lausitz durch Geld geworden — nun wünschte er nur noch die Markgrafenwürde von Meissen, welche er auch und zwar durch List erlangte.

Herr Wiprecht erwarb sich nämlich am kaiserlichen Hofe bald einen zahlreichen Anhang, denn er war ein Mann, der mit Worten eben so gut, als mit dem Schwerdte

umzuspringen wußte. Auf einmal lies er durch seine Getreuen die Sage verbreiten, Heinrich von Eilenburg der Jüngere, der bisher Markgraf von Meissen war, sei durch Gift und zwar ohne Erben gestorben. Heinrich stand seiner Mutter wegen (s. S. 96) eben nicht in groser Gunst bei dem Kaiser — Dieser glaubte also die Lügen von dem Tode desselben desto eher ohne sich genau darnach zu erkundigen. Herr Wiprecht war nun natürlich gleich der erste Kandidat, der sich meldete, und wußte denn auch seine Ansprüche sehr künstlich auf seinen verblichenen Schwiegervater, Wratislaw, zu gründen, der ebenfalls Markgraf gewesen war. Der Kaiser sagte ihm den Augenblick (im Jahre 1123) die Würde zu. Allein er gelangte nie zum ruhigen Besitz beider Markgrafschaften, weil ihm Graf Luther von Sachsen entgegen war, der den Grafen Konrad von Wettin zum Markgrafen in Meissen, und Albrecht den Bär, den Sohn des Grafen Otto von Ballenstedt, zum Markgrafen in der Lausitz wünschte. Es kam zu offener Fehde, in

welcher Wiprecht den ruhigen Besitz seiner Würde nicht erkämpfen konnte.

Graf Wiprecht erkrankt — zieht die Mönchskutte an — und stirbt.

Graf Wiprecht war im Winter des Jahres 1124 in Verrichtungen nach Halle gereiset. Da hatte man denn einst tüchtig geschmauset und gezecht. Die vollen Humpen mochten ziemlich volle Köpfe gemacht haben. Die Zecher, vermuthlich benebelt, machten des Abends ihre Strohbuchten um den Heerd *), ohne sich darum zu kümmern, ob auch das Feuer auf demselben keinen Schaden thun könnte. Auch Graf Wi-

*) In den Wohnungen und besonders in den Gasthöfen der damaligen Zeit befand sich nicht selten statt des Ofens, in der Mitte der Stube ein Heerd mit vollem Feuer, das zugleich die Stelle des Lichts vertreten mußte. Herr und Diener legten auf der Reise nahe bei dem Heerde sich auf die Erde. Eine ähnliche Einrichtung der damaligen Gemächer kennt Ihr schon (von S. 82.)

precht hatte sorglos sich aufs Lager geworfen.

Um Mitternacht fängt die Strohbucht auf einmal an lichterloh zu brennen. Wiprecht erwacht von dem Dampfe, springt, halb angezogen, wie er im Bette liegt, heraus, tritt mit bloßen Füssen in der Flamme herum und dämpft sie glücklich, ohne Lärm zu machen, oder Jemanden im Schlafe zu stören. Zwar hat er sich tüchtig verbrannt, achtet aber nicht darauf und legt sich ganz ruhig wieder zu Bette. Allein der Schreck und das Verbrennen thaten üble Wirkung, wie denn dies bei einem Manne von Wiprechts Jahren *) sich fast nicht anders erwarten lies, — Siech und mit Schmerzen lies er sich nach seiner Burg Groitzsch bringen, weil er wohl fühlen mochte, daß sein Ende nicht mehr fern sei.

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach mochte er wohl in die Siebenzig seyn — Im Jahre 1073 kam er schon als stattlicher Ritter aus Brandenburg nach Groitzsch und nahm bald an einem Feldzuge nach Italien Theil. — Wenn er auch damals erst 20 Jahr alt war, so mußte er nun doch schon die Siebenzig erreicht haben.

Seit dem Klosterbaue zu Pegau hatte er nie eine Reise nach Groitzsch gethan, ohne in Pegau einzusprechen, und dies vergas er denn auch diesmal besonders nicht, weil er vermuthlich Trost brauchte. — Seine Getreuen mußten ihn in die Kirche führen, wo er mit heiligem Eifer die Andacht verrichtete. Und dabei stellte er sich denn so munter, als denke er noch lange nicht an Freund Knöchlern, damit ja die Mönche über das Hinscheiden ihres Wohlthäters und Schirmherrn nicht zu früh sich betrüben möchten.

Herr Wiprecht ward indes den Winter über immer schwächer. „Bestelle dein Haus, denn Du mußt sterben," mochte ihm nun wohl eben so ernstlich einfallen, als gemach aller Sinn für Fehde und Waffen ihn verlies. So mannhaft die Ritter des Mittelalters im Leben waren, so zaghaft bewiesen sie sich nicht selten in der Todesstunde auf dem Siechbette. Im Kampfe galt ihnen Tod und Leben gleichviel, aber nach und nach an Krankheit hinzuscheiden, machte sie nicht selten so kleinmüthig, daß

sie nur dann noch Muth faßten, wenn eine Menge geistlicher Herren das Siechbette umlagerte. Herr Wiprecht, der Tapfere im Leben, gehörte auch zu der Schaar der Kleinmüthigen im Tode. Der Erzbischof Rutger zu Magdeburg, die Bischöffe Arnold zu Merseburg, Richwin zu Zeitz, Godebold zu Meissen und der Pegguische Abt Windolf — alle diese lies er zu sich entbieten, und verlangte bekümmert von ihnen zu wissen, wie er wohl seiner Seele im letzten Stündlein am besten rathen könne? —

Da ward ihm denn einmüthig die Mönchskutte als das sicherste Mittel in den Himmel zu gelangen, angepriesen — und — der tapfere Wiprecht, der so viele und so ritterliche Thaten verübt hatte, vertauschte gern die Ritterkleidung mit der Kutte, den Degen mit Paternoster und Kruzifix. — Demüthig überlies er sich nun ganz der Fürsorge der geistlichen Herren und leistete Verzicht auf alle Kriegs- und Welthändel.

Den Tag darauf lies er sich matt und krank nach Pegau bringen, legte da in

Gegenwart der obenerwähnten Bischöffe und des ganzen Klosters feierlich vor dem Hochaltare den Degen ab und sprach mit Ehrfurcht das Mönchsgelübde — Und dieses hielt er denn auch mit der Strenge des gemeinsten Bruders. Er as und trank fast gar nichts, lies, ohne Erlaubnis des Abts, keinen Menschen, selbst seinen eignen Sohn nicht vor sich, sprach wenig oder nichts und lebte und webte mit einem Worte als ein Mönch. —

Herr Wiprecht durfte aber sein strenges Gelübde nicht lange üben. Der Tod lößte es den 22. Mai 1124. In der Kirche des Klosters zwischen seiner Gemahlinn und seinem Sohne, Wiprecht dem Jüngeren, der vermuthlich schon lange vor ihm gestorben war, wurden seine Gebeine mit grosem Pomp eingesenkt *). Viele Rit-

*) Als der berühmte Kenner der sächsischen Geschichte, der verstorbne Rektor Schöttgen, noch in Pforte auf der Schule war, erhielt sein Lehrer, Rektor Hartmann, einen ungewöhnlich grosen Todtenknochen von Pegau, mit der Nachricht, daß man ihn in Wiprechts Grabe gefunden habe — daraus will man denn auf Wiprechts körperliche Gröse und Kräfte schliessen.

ter und Bischöffe wohnten dem Leichenbegängnisse bei und man vergas nicht, häufig Messe lesen zu lassen für die abgeschiedne Seele. Ja um dieser desto eher, wie man meinte, in den Himmel zu helfen, erhielt das Kloster das Dorf Karlsdorf auf ewige Zeiten; wofür es denn schon andächtig genug beten konnte — Wiprechts zweiter Sohn, Heinrich, bekam nach langem Streiten, von den Würden und Besitzungen seines Vaters das Burggrafthum zu Magdeburg und das Markgrafthum der Lausitz. Er starb 1136 zu Mainz, als er dem Kaiser nach Speier folgen wollte. Bertha, Wiprechts Tochter vermählte sich mit dem Grafen Dedo zu Wettin, durch welchen die Burg Groitzsch an das jetzige Sächsische Haus kam.

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

würdigkeiten

aus der

en Geschichte,

der

ndischen Jugend

ewidmet

von

Engelhardt.

erter Band,

einem Kupfer.

Ac 44124

eipzig,

merschen Buchhandlung

1799.

44 124

--806-1952

Farbkarte #13 B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Centimetres Inches

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-781153-p0283-0